

DER LANDSER

Österreich S 20,-
Schweiz sfr 2,50

Italien L 2000 : Sparven Platz 190,-
Niederlande Hfl 2,75

2,50 DM

Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

1911

NEUAUFLAGE



H. KARSCHKES

Zwischen Schimsk und Nowgorod

1943/44. – Das Jägerregiment 28 im Norden Rußlands. – Kampf in Eis und Schnee. –
Der Verlauf vieler „Frontalltage“, geschildert nach Erinnerungen des Verfassers



Scan & Korrektur: Keulebernd

Ritterkreuzträger des Heeres



Heinz Schacht

1917 geboren, war Schacht an der Ostfront Führer des 2. Zuges in der 2.*/PanzerJägerabteilung (PzJägAbt.) 158 der 58. Infanteriedivision. Während der schweren Kämpfe nach der Befreiung von Demjansk im Sommer 1942 um die Landbrücke bei Koloma bewährte er sich als Oberfeldwebel mehrmals. Schacht hatte inzwischen die Führung der 2. Kompanie übernommen, nachdem alle Offiziere ausgefallen waren. Am 1.1. 1943 war der Feind nach einem zweistündigen Vorbereitungsfeuer mit weit überlegenen Kräften zum Angriff angetreten. Inzwischen wegen Tapferkeit zum Offizier befördert, hielt Schacht mit seinen Männern den Abschnitt trotz starken feindlichen Artilleriefeuers. Bei einem Gegenstoß durch Bauchschuß verwundet, führte er, notdürftig verbunden, den Kampf weiter. Der Gegner stellte dann nach enormen Verlusten die Angriffe gegen die Landbrücke ein. Leutnant Schacht wurde noch in der Nacht zum Truppenverbandsplatz gebracht und kam später ins Lazarett Greifswald. Dort gab ihm der Chefarzt die am 19. 1. 1943 erfolgte Verleihung des Ritterkreuzes bekannt. Schacht hatte die beiden Eisernen Kreuze und das Deutsche Kreuz in Gold (23. 10. 1942) jeweils als erster Soldat der PzJägAbt. 158 erhalten und war nun auch ihr erster Ritterkreuzträger.

R. S.

* Kompanie

Zwischen Schimsk und Nowgorod

Frühjahr 1944. – Die Durchbruchsschlacht am Leningrader Einschließungsring



Die Soldaten der 11. Kompanie des Jägerregiments 28 gehörten zur 16. Armee unter Generalfeldmarschall Busch. Von Mai 1942 bis März 1943 waren sie im Kampfraum Demjansk eingesetzt und später im Raum südlich von Staraja Russa. Im Verlauf zahlreicher Abwehrschlachten hatten sie unter schwersten Opfern dazu beigetragen, die Durchbruchversuche der sowjetischen Nordwestfront unter Marschall Timoschenko abzuwehren. Zu Beginn des Jahres 1944 begann dann die russische Großoffensive mit dem Ziel, die der Heeresgruppe Nord unterstellten Truppen der 16. und 18. Armee einzukesseln und zu vernichten, und auch auf die

Jäger des Regiments 28 wartete nun eine Hölle ohnegleichen. In Kämpfen von gnadenloser Härte trieb sie das Schicksal über verschneite Steppen und durch vereiste Sumpfwälder. Von Hunger und barbarischer Kälte gepeinigt, stemmten sie sich trotzdem immer wieder gegen einen überlegenen Feind, dem sie manchmal nur noch ihren verzweifelten Mut und den Willen zum Überleben gegenüberzustellen hatten. Was der Krieg den Menschen an Entsetzlichem aufbürden kann, schildert ein ehemaliger Gefreiter der 11. Kompanie auf den folgenden Seiten.

Die Redaktion

Links und rechts des Knüppeldamms Wald, nur Wald. Tannen, Kiefern und viele Birken. Meist undurchdringliches Dickicht, ohne Weg oder gar Pfad. Und dann immer wieder versumpfte Geländestücke dazwischen.

Der Knüppeldamm machte eine Rechtskurve und endete vor einem Hochwald. »Vorn, dreihundert Meter entfernt liegt die Kompanie«, sagte der Soldat vom Troß leise, als fürchte er, der Gegner könne ihn hören.

Der Gefreite Kersten* sah eine Anzahl Bunker aus der Erde emporragen. Es waren große Kampfstände, aus dicken Stämmen gebaut und mit starken Balken und viel Erde abgedeckt.

Der Abschuß einer Granate war zu hören, die leise gurgelnd über sie hinwegsegelte und weit hinten im Wald detonierte.

Kerstens Nerven waren gespannt, seine Sinne hellwach. Instinktiv begriff er, daß nunmehr alles von der Reaktion abhängen würde. Obwohl ihm das Gelände völlig fremd war, spürte er, wie es von ihm Besitz ergriff. Es war ein

* Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind frei gestaltet

unbeschreibliches, zwiespältiges Gefühl.

Da waren Kersten und Zech und der Soldat vom Troß. Hinter den Infanteriekarren marschierten sie schweigend durch die Nacht. Die Pferde schnaubten von Zeit zu Zeit aufgeregt. Ein leichter Nieselregen setzte ein. Fluchend hingen sie ihre Zeltbahnen um. Die Rollbahn wurde in kurzer Zeit in einen breiigen Morast verwandelt. Nur langsam kamen sie von der Stelle. Der Regen trommelte monoton auf die Zeltbahn, der Himmel war wolkenverhangen. In Kersten war die gleiche Verlorenheit, die ihn damals erfaßt hatte, als er zum erstenmal zur Front marschierte. Das war Monate her.

Im Kompaniegefechtsstand standen sie vor einem jungen Leutnant, der sie aufmerksam fixierte. Er war von großer Statur, mit einer hohen Fistelstimme, die so gar nicht zu seiner massigen Figur paßte. Er mochte Anfang Zwanzig sein. Borowski hieß er.

Ein Kompaniemelder führte Kersten zum Bunker der Gruppe Meisel. Es war die Reservegruppe der Kompanie. Die Soldaten hockten beim Schein eines Talglichtes im Bunker; einige lagen auf selbstgezimmernten Pritschen und schnarchten.

Ein kleiner Mann mit einem schmalen Schnurrbart über der Oberlippe stand auf.

»Ich bin Oberjäger Meisel, der Gruppenführer.«

Der Gefreite nannte seinen Namen, legte seine Sachen in die zugewiesene Ecke und hing die durchnäßte Zeltbahn in die Nähe des Kanonenofens. Es roch nach Tabak und Schweiß.

Kersten hockte sich auf eine leere Munitionskiste. Das Talglicht auf dem aus rohen Brettern gezimmerten kleinen Tisch flackerte unruhig. Die Gesichter der Soldaten sahen beim trüben Schein des Hindenburglichtes wie Masken aus.

Der Gruppenführer zog seinen Sitz näher an den Tisch heran und blickte Kersten abschätzend an. Und auch die anderen, die im Bunker waren, musterten den Neuen verstohlen. Kersten empfand die tastenden Blicke als störend. Er wußte sehr wohl,

was sie jetzt dachten. Es war wohl immer so, wenn ein Neuer kam.

Oberjäger Meisel sog an seiner Pfeife, blies dicke Wolken Tabakqualm in die Luft und brach das Schweigen:

»Wohl zum erstenmal an der Front, was?«

Sein Gegenüber schüttelte den Kopf.

»Im letzten Sommer kam ich zur Kompanie. Das Regiment lag damals im Schlauch, im Sutchan-Sumpf. Dann ging's zum Feuerberg. Dort hat es mich erwischt.«

Meisel nickte, wobei seine spitze Nase einen langen Schatten gegen die Bunkerwand warf.

»Der Feuerberg war eine verdammt windige Ecke.«

Kersten senkte den Kopf. Er dachte an Feigk, der damals umgekommen war. Und dann erinnerte er sich an Feigen. Was aus dem wohl geworden war ...?

»He, kannst du Skat?« wollte einer der Soldaten wissen. »Ich bin der Sepp Welsch, nenn mich Sepp.«

»Nein, ich kann es nicht«, erwiderte Kersten.

Es dauerte nicht lange, da hatte Sepp Welsch drei andere von der Gruppe um den Tisch beisammen, um doch noch einen Skat zu spielen.

In der anderen Ecke saß einer, den das alles gar nichts anzugehen schien. Er war ein hageres, blasses Männchen mit einer Schießbrille, der in einem Buch las.

Er sah jetzt auf, warf Kersten einen freundlichen Blick zu und sagte:

»Ich bin Lothar Burger. Wie fühlst du dich in unserem Erholungsheim?«

»Großartig«, erwiderte Kersten, »wenn es so weitergeht, ist es kaum auszuhalten.«

Der Schmale ließ ein undefinierbares Lächeln über sein Vogelgesicht huschen, als einer der Skatspieler herüberrief.

»Du kannst ihm ja gleich einen von deinen Vorträgen halten, Professor, damit er gescheiter wird.«

Burger, der ebenfalls einen Gefreitenwinkel auf dem linken Ärmel des Waffenrocks aufgenäht hatte, hob die Augenbrauen, zuckte die Schultern, sagte aber nichts. Er blickte wieder auf sein Buch und schien bereits alles um sich herum vergessen zu haben.

Wie Kersten später erfuhr, nannten sie ihn deswegen »Professor«, weil er das Abitur hatte und einmal Jura studieren wollte. Er hörte auch, daß der hagere Kamerad, der wahrhaftig besser in eine Kanzlei gepaßt hätte als in diese Höllenlandschaft, zum Militär und dem Krieg eine ganz besondere Einstellung hatte und zuweilen in seinen »Vorträgen« gewagtes Zeug von sich gab, das ihn eines Tages noch Kopf und Kragen kosten konnte.

Kerstens Gedanken wanderten ruhelos umher. Die kartenspielenden Männer hatten heiße Köpfe bekommen. Derbe Worte schwirrten durch den Raum, die Fäuste knallten hart auf den Tisch.

Die schlafenden Soldaten der Gruppe waren durch den Lärm aufgewacht und hockten nun um die Kartenspieler herum, kibitzten, gaben hinterher, wenn einer ein Spiel verloren hatte, billige Ratschläge, wie sie es hätten machen müssen. Der Lärm war enorm, und der sich im engen Raum des Bunkers ansammelnde Qualm, der aus Tabakpfeifen und Zigaretten kam, hüllte alles ein.

Burger hatte jetzt die Augen geschlossen. Vielleicht schlief er sogar. Kersten kroch aus dem Bunker ins Freie und atmete die frische Luft in vollen Zügen. Hinter den Tannenwäldern im Westen berührte der regenverhangene Himmel den Horizont. Eine Wurfgranate zischte vorbei, detonierte hundert Schritte hinter dem Bunker im Wald. Dann war es wieder still. Kersten ging wieder in den Bunker zurück, hockte sich auf seine Pritsche und begann einen Brief an seine Eltern zu schreiben.

Tagsüber fällten sie in den nahen Wäldern Bäume, bauten die Stellung aus und errichteten einen neuen Kompaniegefechtsstand. Kersten hatte den Auftrag übernommen, die gefällten Bäume mit einem Pferd an die Baustelle zu schleppen. Wieso er zu diesem Geschäft kam, war ihm schleierhaft, denn er hatte so gut wie keinen »Pferdeverstand«.

Der vierbeinige Kamerad hieß Max. Er hatte offenbar nur gute Seiten. Mit bis über die Knie reichenden Gummistiefeln bewaffnet, stapfte Kersten durch den sumpfigen Wald, hielt die Zügel fest in der Hand, während Max von Zeit zu Zeit stehenblieb und den Atem durch die Nüstern blies. Es war eine verdammte Quälerei für ihn, denn oftmals blieb er im Sumpf stecken oder der Baumstamm hing an irgendeinem Hindernis fest. Max konnte sich dann noch so sehr anstrengen, er kam nicht von der Stelle. Mit vereinten Kräften schafften sie es dann doch noch. Kersten hatte manchmal Mitleid mit ihm und ließ ihn des öfteren verschnaufen. Mit zitternden Flanken stand er dann da, drehte seinen schwarzen Kopf zu ihm und schien sagen zu wollen: »Ich danke dir auch.«

Und immer, wenn er nach Kerstens Meinung eine besondere Leistung vollbracht hatte, ging er zu ihm hin, klopfte seinen Hals und strich über das glatte, dunkle Fell.

Die Arbeit war eine harte Sache, der Sumpf voller Tücken und Hindernisse. Hinzu kam das Granatwerferfeuer der Russen. Max schien ein alter Fronthase zu sein, denn jedesmal, wenn in der Nähe ein Einschlag erfolgte, spitzte er die Ohren und ging keinen Schritt weiter. Doch niemals scheute er.

Bei den ersten Einschlügen, die gut hundert Meter entfernt lagen, befiel Kersten ein unbehagliches Gefühl. Es war eine Mischung aus Angst und Erinnerung an die Vergangenheit. Zwischen dieser Erinnerung und dem Heute lagen Monate in weißen Lazarettbetten mit Äthergeruch, dann alte Kasernen und zwei Lehrgänge.

Nach wenigen Tagen machten sie Stellungswechsel. Schweren Herzens mußte sich Kersten von Max trennen. In der Hölle des Krieges, wo das Leben aller Kreaturen gleich bemessen ist, war ihm der Vierbeiner ans Herz gewachsen wie ein guter Kamerad.

Sie marschierten über die alte Rollbahn, den Knüppeldamm und durch sumpfige Wälder. Verkohlte Dörfer lagen am Weg, zerschossene Fahrzeuge, ausgebrannte Panzer, stinkende Pferdekadaver und mit Birkenkreuzen übersäte Felder.

Es war September geworden. Der Herbst nahte. Der Wald war erstarrt, zerschossen – tot. Und mitten durch diesen Totenwald verlief die neue Stellung.

Gespentisch reckten zerschossene Bäume ihre Stümpfe in die Nacht. Im Schein aufflackernder Leuchtkugeln hatte der Wald etwas Geisterhaftes an sich. Überall der würgende Griff des Krieges, alles Leben schien erstorben.

Inmitten dieser erstarrten Welt bewegten sich feldgraue Gestalten, Menschen. Das einzige Menschliche an ihnen war noch ihre Sterblichkeit, der Hauch des Vergänglichen, der sie umgab, und die Not ihrer gequälten Seelen.

Tagsüber lag die Front ruhig da und dämmerte der Nacht entgegen. Sobald die Dunkelheit den Geisterwald einhüllte, erwachte sie. Ratternde MG-Garben und peitschende Gewehrschüsse zerrissen die Stille. Hier und da flackerte eine Leuchtkugel hoch, tastete mit ihrem kalten, gelblichen Schein den Himmel ab, um dann gleich einem Komet erlöschend zur Erde zu fallen. So kurz wie das Aufleuchten dieser Magnesiumlichter konnte auch das Leben eines Menschen hier sein.

Die Tage wurden kürzer, während die Nächte sich endlos dehnten. In einer solchen Nacht saß Kersten mit Sepp Welsch im MG-Stand der Gruppe.

Schweigend starrten sie in das undurchdringliche Dunkel der Oktobernacht. Ein leichter Ostwind strich durch den

blätterlosen Wald und sang seine eintönige Melodie. Die Zeit rann wie zähflüssiges Öl dahin. Stunde um Stunde. In regelmäßigen Abständen drang der gedämpfte Schritt des Unteroffiziers vom Grabendienst an ihr Ohr. – Es kamen noch viele solcher Tage und Nächte.

Anfang November fiel der erste Schnee. Es war eigentlich noch zu früh dafür, und sie hatten weder Tarn- noch Winterkleidung. Die langen Nächte waren von beißender Kälte; sie kroch von den Füßen in den Körper und ließ ihn steif werden wie ein Brett. Hände und Beine waren im Nu klamm. Nur gut, daß sie in einer festen Stellung lagen, denn so bestand wenigstens die Möglichkeit, die erstarrten Glieder am Bunkerofen wieder aufzutauen.

Jeder war froh, wenn er seine Wache beendet hatte und im warmen Bunker vor dem Ofen hocken konnte. Ihr Unterstand wurde zwar nie richtig warm, doch immerhin war es besser als draußen im Graben.

Der Ofen war eine Konstruktion der Gruppe. Es hatte damit seine eigene Bewandtnis. Bei der Verteilung der Bunkeröfen, die, als der erste Schnee fiel, begonnen hatte, wurde ihre Gruppe vergessen, und sie standen mit leeren Händen da. Die Flüche nützten nichts, sie hatten keinen Ofen.

So beschlossen sie, einen Bunkerofen zu bauen. Sie erprobten verschiedene Möglichkeiten, aber einen entscheidenden Fehler hatten die Produkte alle: Sie qualmten fürchterlich, und der Bunker glich nach wenigen Tagen einer Räucherammer. Wenn der Ofen auf Hochtouren brannte, konnten sie sich vor lauter Qualm und Rauch nur auf dem Bauch liegend im Bunker aufhalten, ohne Gefahr zu laufen, ersticken zu müssen. Aber die Sache ließ sich nicht mehr ändern, und sie gewöhnten sich an den Rauch.

Es war eben dunkel geworden, der leichte Schneefall, der am Nachmittag eingesetzt hatte, hörte auf, da stolperte Oberjäger

Wald mit seiner wuchtigen Gestalt in ihre »Räucherammer«. Unter ständigem Husten in Rauch und Qualm des »Patentofens« erzählte er, daß er in drei Stunden auf einen Spähtrupp gehen müsse, ob Kersten nicht mitmachen wolle?

Nach kurzem Zögern sagte dieser: »Ich mache mit.«

Welsch meldete sich ebenfalls freiwillig, doch Wald winkte ab, der Spähtrupp war nun vollzählig.

Um 22.00 Uhr sollte es losgehen. Schon lange vor der festgesetzten Zeit saß Kersten abmarschbereit im Bunker, prüfte seine MPi (Maschinenpistole), die ihm Oberjäger Meisel geliehen hatte, sah nervös auf die Zeiger seiner Uhr, die sich nur langsam von der Stelle zu bewegen schienen.

Je näher sie auf die 10. Abendstunde vorrückten, desto größer wurde seine Unruhe, die er nur mühsam vor den anderen verbergen konnte.

Den Vorschriften entsprechend, übergab er Oberjäger Meisel sein Soldbuch, zog eine dünne Tarnjacke über, nahm die MPi, steckte vorsorglich in jede Hosentasche eine Eihandgranate und trat aus dem Bunker in die Nacht.

Der Himmel war klar, zahllose Sterne funkelten. Die Erde war mit einer dünnen Schneedecke überzogen. Vereinzelt knallten Gewehrschüsse, monoton tackte ein MG, eine Granate zog heulend durch die Luft. In der Ferne lärmte der Einschlag. Nach einigen Minuten erreichte Kersten den vereinbarten Platz an der Minengasse im Abschnitt des 3. Zuges.

Oberjäger Wald war mit den anderen Männern bereits versammelt. Flüsternd gab er noch einige Anweisungen, dann krochen sie hinaus in das Niemandsland.

Nach alten Minenplänen sollte an der Stelle, wo sie die Stellung verließen, eine Gasse sein. Wald verließ sich jedoch nicht darauf, sondern tastete sich behutsam vorwärts.

Ziel des Spähtrupps war die Erkundung eines alten russischen Bunkers im Niemandsland, der vierzig Meter vor der russischen Stellung lag. In gebückter Haltung gingen sie,

die MPi im Anschlag, vor. Kerstens Herz klopfte laut. Angst und Neugier vor dem Unbekannten mischten sich mit wachsender Aufmerksamkeit.

Ihre Nerven waren auf das äußerste angespannt. Gewärtig, im nächsten Moment einer tödlichen Gefahr zu begegnen, spähte Kersten nach allen Seiten.

Er ging dicht hinter dem Spähtruppführer. Mit einem fünfzig Zentimeter langen Draht stocherte Wald vorsichtig in der Erde herum und suchte auf diese einfache Art nach Minen. Vor allem bewährte sich dieses »Minensuchgerät« bei dem Aufspüren von russischen Holzminen im Schnee. Hin und wieder verhielt der Oberjäger, während Kersten angestrengt in die Nacht spähte, um zu sichern.

Nachdem sie die alte Minengasse ohne Zwischenfall passiert hatten, näherten sie sich dem Bunker. Sie schoben sich nun Meter um Meter vorwärts. Kersten spürte die Kälte in seine Glieder dringen, der gefrorene Schnee knirschte unter seinem sich vorwärts schiebenden Körper. Und jedesmal, wenn ein Geräusch an seine Ohren drang, verharrte er, wie zu Stein erstarrt, lauschte angestrengt in die frostklare Nacht, preßte den Leib in den Schnee. Erst wenn er sicher war, daß keine Gefahr drohte, kroch er vorsichtig weiter.

Während der Spähtrupp etwa hundert Meter vor dem Bunker als Sicherung liegenblieb, arbeitete sich Kersten mit Oberjäger Wald näher an den Bunker heran. Nichts rührte sich. Fünfzig Schritte vor ihnen stieg eine Leuchtkugel hoch. Für lange Sekunden wurde das Niemandsland taghell erleuchtet. Die zerschossenen Bäume, die ihre verstümmelten Äste wie die Arme Ertrinkender in die Nacht reckten, wuchsen im grellen Schein der Leuchtpatrone ins Schemenhafte.

Hatte der Russe sie bemerkt? Kersten preßte seinen Körper noch fester in den Schnee. Sein Herz schlug wild, der dumpfe Schlag schien seine Brust sprengen zu wollen.

In diesen Augenblicken höchster Spannung fiel nicht einmal

ein Schuß, alles blieb wie erstarrt. Allmählich erlosch die Leuchtkugel, fiel dann wie ein Stein zur Erde nieder. Die Nacht hüllte mit ihren Schatten wieder alles ein.

Vermutlich hatte ein russischer Posten auf bloßen Verdacht hin eine Leuchtkugel abgeschossen; so, wie sie es von Zeit zu Zeit auch machten, denn die Nacht mit ihrer Dunkelheit war immer voller Gefahren.

Oberjäger Wald schob sich jetzt langsam weiter vorwärts, Kersten folgte dichtauf.

Da tauchte der Bunker vor ihnen auf, der sich als großer dunkler Schatten aus der Schneedecke emporhob.

Wald winkte Kersten zu sich heran. Dieser spürte den Atem des Oberjägers in seinem Gesicht. »Ich sichere hier. Kriech in den Bunker rein und sieh nach, ob er leer ist.«

Kersten schob sich über die knisternde Schneedecke auf den Eingang des Bunkers zu.

Während Oberjäger Wald zum äußersten Ende des Bunkers kroch, um dort zur russischen Stellung hin zu sichern, tastete sich Kersten, die linke Hand weit vorgestreckt, als wollte er eine unbekannte Gefahr instinktiv abwehren, durch den niedrigen Eingang.

Das Innere des Bunkers lag wie eine schwarze Mauer vor ihm. Die Luft war trotz der beißenden Kälte stickig und roch stark nach Verwesung. Da berührte Kerstens linke Hand ein menschliches Gesicht. Sein Atem stockte einen Moment lang, sein Herz klopfte in wilden Schlägen. Wie elektrisiert zog er die Hand zurück. Erst nachdem sich nichts rührte, wagte er sich weiter vor. Dann ahnte er blitzschnell die Zusammenhänge: Er hatte in das erloschene Antlitz eines Toten gefaßt!

Vorsichtig tastete er die Wände des Bunkers nach einer Fensteröffnung ab. Dann kramte er sein Feuerzeug aus der Tasche und zündete es an.

Im flackernden Schein der Flamme sah er unweit des Eingangs den toten Russen, in sitzender Stellung an die

Bunkerwand gelehnt. Im ersten Moment hatte es den Anschein, als ob er lebe und nur eingeschlafen sei. Doch bei näherem Betrachten stellte Kersten fest, daß er eine klaffende Wunde am Kopf hatte. Er trug schon starke Züge der Verwesung und mußte vor geraumer Zeit hier gefallen sein. Denn es war Monate her, daß der Gegner unter dem Druck der Deutschen seine Stellungen zweihundert Meter weiter nach Osten verlegt hatte.

Der Verwesungsgeruch würgte Kersten in der Kehle. Doch er überwand sich schnell und durchsuchte den Bunker. Außer den Habseligkeiten des toten Russen und etwas Granatwerfermunition fand er nichts, was wert gewesen wäre, mitgenommen zu werden.

Er war froh, als er draußen die klare Nachtluft wieder atmen konnte. Der Auftrag war erledigt.

Auf demselben Wege strebten sie der eigenen Stellung zu. Sie wähnten sich schon in sicherer Obhut des Grabens, der eigene Drahtverhau tauchte gleich einer riesigen Dornenhecke vor ihnen auf, da brach das Verhängnis wie ein tödlicher Blitz über sie herein.

Eine Kanonade russischer Pak (Panzerabwehrkanonen) erfaßte und verfehlte sie um Haaresbreite, bereits im Vorgefühl der Geborgenheit des eigenen Grabens.

Die erste Granate kreperte dicht vor Kersten. Ehe die zweite folgte, lag er schon – der Teufel mochte wissen, wieso er so schnell dahin gekommen war – im Trichter einer Fliegerbombe. Mit flatterndem Atem hockte er in der Tiefe des Kraters und preßte seinen Körper hart an die gefrorene Erde.

Minuten vergingen in der Endlosigkeit des Wartens, die Nacht wurde gespenstisch von kurzen, heftigen Blitzen krepierender Pak-Geschosse erhellt, die zu Lichttürmen hoch wuchsen. So unvermittelt wie der Feuerüberfall begonnen hatte, endete er auch. Mit heilen Gliedern erreichten alle den schützenden Graben der Stellung. Keiner sprach ein Wort. Sie

hockten sich auf die Grabensohle und rauchten hastig eine Zigarette.

Es war lange nach Mitternacht, als Kersten im Bunker seiner Gruppe anlangte. Meisel machte sich zum Grabendienst fertig, die anderen waren auf Posten in der Stellung.

»Na, wie war's?« fragte er neugierig, während Kersten mit leicht zitternden Händen eine Zigarette entzündete.

»Nicht so schlimm, wie ich es mir vorgestellt habe.« Langsam begann er zu erzählen und spürte, wie die Spannung einer wohltuenden inneren Ruhe wich.

Da es noch früh in der Zeit war, gaben sie sich der trügerischen Hoffnung hin, der Winter hätte sich im Datum geirrt oder der Wettergott sich einen Scherz erlaubt.

Aber in diesem Land, das keine Norm und keinen Übergang kannte, in dem alles – selbst die Menschen – ohne gültigen Maßstab war, schien auch der Kalender seine Gesetzmäßigkeit verloren zu haben.

Es schneite ohne Unterlaß. Sie waren froh, als endlich die Winterkleidung eintraf. Sie hatten längst jegliches Zeitgefühl verloren, zählten nicht mehr nach Sekunden, Minuten und Stunden, sondern nach Tagen und Nächten.

Manchmal wurde einer aus ihrer Mitte gerissen, beendeten eine Kugel oder eine Sekunde Leichtsinn ein junges Menschenleben. Der Tod war nicht wählerisch, er raffte willkürlich seine Opfer hinweg. Sie nahmen es hin, wie alles andere, was der Krieg brachte, weil sie es nicht ändern konnten.

Da war Jeschke, kaum 20 Jahre alt. Er stammte aus Bromberg und sollte nach dem Ende des Krieges den elterlichen Bauernhof übernehmen. Oft hatte er davon erzählt, und wenn er über den Hof sprach, dann leuchteten seine Augen voller Stolz. Hier war er nur ein namenloser Soldat unter vielen anderen, aber zu Hause der künftige Jungbauer. Jeschke war im

3. Zug Gewehrschütze und bisher nie aufgefallen, weder durch besondere Tapferkeit noch durch andere, negative Merkmale. Er war ein stiller Junge, der seine Pflicht erfüllte. Damit hatte es sich. Und so war es auch am 6. November. Jeschke war mit anderen Kameraden seiner Gruppe beim Bataillonsgefechtsstand gewesen und hatte Munition und Verpflegung geholt. Die Essenkarren der Kompanie konnten nur bis dorthin fahren, weil der übrige Teil der Strecke vom Gegner eingesehen wurde. Das war allen bekannt, und alle fürchteten die hundert Meter, die sie ohne jegliche Deckung vor den Augen der russischen Scharfschützen zurücklegen mußten.

Aber diese Stelle, die vor der eigentlichen Stellung lag, war nicht die einzige, die der Russe einsehen konnte. Nachdem mehrere Soldaten dort getroffen worden waren – davon einige tödlich –, wurden Warnschilder angebracht, die die Aufschrift trugen: »Achtung! Feindeinsicht! Scharfschützen! Lebensgefahr!« Ein Totenkopf unterstrich noch bildhaft die Bedeutung des Ganzen.

Und eben an diesem 6. November schlepte Jeschke eine Munitionskiste vom Bataillonsgefechtsstand in die Stellung. Die erste Gefahrenstelle passierte er ohne Zwischenfall. Der Russe schien nicht aufgepaßt zu haben. Und auch die anderen Soldaten der Gruppe waren vorhin, ohne daß ein Schuß gefallen war, im Laufschrift an der einzusehenden Stelle vorbeigekommen.

Es war kurz vor 12.00 Uhr mittags, und nicht einmal ein Gewehrschuß störte die Stille. Und im Graben, der wegen des sumpfigen Grundes nicht sehr tief ausgehoben war, und aus über der Erde errichteten Palisaden bestand, kam der zweite Gefahrenabschnitt, der ebenfalls durch ein Warnschild gekennzeichnet war.

Kersten war auf dem Weg durch den Graben zum 1. Zug, um dort für Oberjäger Meisel etwas abzuholen. Er hatte die besagte Stelle, die von russischen Scharfschützen eingesehen wurde,

schon oftmals passiert und dabei waren seine Augen immer wieder auf das Schild mit dem Totenkopf gerichtet gewesen. Fast automatisch nahm er jedesmal, wenn er hier vorüberkam, den Kopf herunter und ging in gebückter Haltung weiter.

So tat er es auch am 6. November. Doch plötzlich – er hatte den Kopf eben eingezogen und ging geduckt weiter – stolperte er über eine am Boden liegende Gestalt.

Er bückte sich, rüttelte den Soldaten an den Schultern und sagte: »Mensch, steh auf!«

Doch der andere konnte nicht mehr aufstehen, denn er war tot.

Kersten hockte sich hin und drehte den Kopf zur Seite. Es war Jeschke, der Mann, der den väterlichen Hof später übernehmen sollte. Die Kugel eines Scharfschützen hatte ihn an der linken Schläfe getroffen. Die Munitionskiste lag neben ihm. Kersten hockte einige Sekunden wie erstarrt neben dem gefallenen Kameraden und blickte dann auf seine Hand, die blutverschmiert war. Wenig später sprang er auf und rannte zur Gruppe des Toten hinüber.

Der Gruppenführer fluchte: »Verdammt, ich hab's ihnen immer wieder gesagt, nehmt den Kopf runter, sonst habt ihr ein Loch drin!«

Die anderen Männer der Gruppe blickten verstört drein, bis der Gruppenführer befahl: »Los, Zeltbahn mitnehmen!«

Kersten sah ihnen nach, wie sie im Graben verschwanden und Minuten später mit dem Toten zurückkamen. Sie legten ihn neben ihren Bunker und deckten seine Zeltbahn darüber.

Man konnte es nicht begreifen, und doch war es geschehen. Jeschke war tot! Und den Hof würde er nie übernehmen können.

Das war der sogenannte »Frontalltag« im Geisterwald. Seit Tagen keinerlei Kampfhandlung – und doch forderte der Moloch Krieg seine Opfer.

In dieser Zeit, die erfüllt war vom gleichgültigen Dahindämmern und sehnächtigen Gedanken, ereignete sich eine kleine Episode, die etwas aus dem Gleichmaß des Kriegsdaseins herausragte.

Es war bei einem der üblichen Munitionstransporte, die zwischen dem Bataillonsgefechtsstand und der Stellung erfolgten. In der Nähe des Gefechtsstandes lief ihnen ein kleiner Fox laut kläffend in den Weg. Ächzend schwankten sie mit der schweren Last über den holprigen Knüppeldamm, während der Köter sie dreist verfolgte, diesen oder jenen sogar ansprang.

Er trieb seine Frechheit so weit, daß er ihnen schließlich bis zur Stellung folgte. Das war sein Verhängnis. Jäger Müller, von Beruf Metzgergeselle im schlesischen Waldau, hatte inzwischen einen Plan entwickelt, und der ahnungslose Hund wußte nicht, daß sein Schicksal besiegelt war.

Nachdem sie ihre Lasten beim Kompaniegefechtsstand abgeladen hatten, lockte Müller den Vierbeiner in den Bunker seiner Gruppe, löschte sein Leben aus und zog ihm das Fell über die Ohren. Bei der Gruppe gab es am Abend ein »Festessen«, zu dem auch Kersten eingeladen wurde, da er gewissermaßen Mitwisser war. Doch er verschmähte den Braten und bewahrte auch so das Geheimnis der Mitwisserschaft.

Es war wohl nichts Außergewöhnliches, daß Soldaten einen Hund schlachteten, um ihren Hunger zu stillen. Aber diese Geschichte hatte einen großen Haken: Der Hund war nämlich kein gewöhnlicher Kläffer, er gehörte dem Bataillonskommandeur.

Damit nahm das Unheil seinen Lauf. Tagelang schlich der Kommandeur in der trügerischen Hoffnung durch die Stellungen des Bataillons, seinen verlorenen Hund wiederzufinden. Und während dieser Zeit waren die Männer der Gruppe Müller äußerst bedrückt und wortkarg.

Sie schanzten eines Tages in der Stellung – den Hund hatten sie längst vergessen – da erschien der Bataillonskommandeur samt Kompanieführer im Graben. Im Vorübergehen sagte der Kommandeur zum Chef der Elften:

»Wissen Sie, Hillebrand, ich habe den dringenden Verdacht, daß Leute Ihrer Kompanie meinen Hund gestohlen haben. Nachdem sie seinerzeit beim Gefechtsstand waren, ist mein Hund spurlos verschwunden.«

Der Leutnant, der von dem Sachverhalt keine Ahnung hatte, stand hilflos vor seinem Kommandeur und ließ die versteckten Vorhaltungen über sich ergehen. Die anderen aber, die die Wahrheit kannten, schanzten wie die Teufel.

Gleich einem Tornado brach eines Morgens die Hölle los. Rasendes Trommelfeuer ließ die Erde erzittern. Holz splitterte, hartgefrorene Erdklumpen wurden durch die Luft geschleudert, heißes Eisen surrte umher. Der Tod ging um!

Zischend und heulend zerwühlten die Granaten die Stellungen, bohrten sich in das mit einer hohen Schneedecke überzogene Erdreich und zerrissen mit metallischem Klang den erstarrten Boden.

Die Jäger hockten im Bunker – draußen tobte das Inferno des vernichtenden Trommelfeuers – und warteten. In den Gesichtern stand die Angst. Selbst Welsch, der sonst stets seine bajuwarische Ruhe an den Tag legte und noch einen trockenen Witz hervorbrachte, wenn andere schon heimlich beteten, schwieg. Kersten sah, wie er seine Kiefer fest aufeinanderpreßte, so als ob er Schmerzen verbeißen wollte.

Die Gesichter hatten sich in starre Masken verwandelt. Hinter jeder einzelnen verbargen sich quälende Gedanken.

Der Russe trommelte immer noch. Um 4 Uhr hatte er begonnen, nun war es beinahe 7 Uhr. Nervös lauschten sie auf die Einschläge, sogen hastig an den Zigaretten, die im dämmrigen Halblight des Bunkers wie Junikäfer in der

Sommernacht aufglühten.

Erst als der trübe Wintermorgen im Osten heraufdämmerte, ließ das Feuer nach. Meisel gab Kersten und Welsch den Befehl, bei den anderen Gruppen die Lage zu erkunden.

Sie liefen durch die Stellung, duckten sich vor den heranzischenden Wurfgranaten und sahen die Verwüstung. Die weiße Schneedecke war von unzähligen Granateinschlägen in eine schmutzige Masse verwandelt worden.

Die vor Stunden noch unberührte Winterlandschaft glich nun einem umgepflügten Acker.

Atemlos erreichten sie die Stellungen des 3. Zuges und erfuhren, was dort geschehen war: Ein starker russischer Stoßtrupp hatte im Schutz des Trommelfeuers versucht, im Bereich des 3. Zuges die Stellungen zu durchbrechen.

Die Männer waren aber trotz des Beschusses in ihren Löchern geblieben und hatten den Gegner mit ihren MG und Karabinern abgewehrt. Der Angriff war im zusammengefaßten Abwehrfeuer des 3. Zuges zusammengebrochen. Nun waren die Jäger dabei, die noch vereinzelt im Vorfeld liegenden Rotarmisten niederzukämpfen.

Kersten kroch mit Welsch in einen freien Gewehrstand und beobachtete die Vorgänge. Es war jetzt ein ungleicher Kampf geworden.

Wie viele Gegner eigentlich im Gelände lagen, war schwer festzustellen, da sie weiße Tarnanzüge trugen und von der Schneedecke kaum zu unterscheiden waren.

Nach einer Weile kehrten Kersten und Welsch zur Gruppe zurück, um Oberjäger Meisel Meldung zu machen.

Gegen 10 Uhr erschien Oberfeldwebel Goretzki, der Führer des 2. Zuges, und berichtete, er habe von Leutnant Hillebrand den Auftrag erhalten, die verwundeten Russen aus dem Vorfeld in den eigenen Graben zu holen.

Goretzki war ein mittelgroßer Mann, Mitte Zwanzig, mit scharfgeschnittenem Profil, die Brust voller Tapferkeits-

auszeichnungen und mehr Kamerad als Vorgesetzter. Und deshalb wollten und konnten Welsch und Kersten nicht abschlagen, als Goretzki sie mit der Frage überrumpelte: »Wollt ihr mitmachen?«

Ehe der Oberfeldwebel den Bunker verließ, ermahnte er sie noch, pünktlich um 11.30 Uhr im Kompaniegefechtsstand zu sein.

Nachdem sie sich eine MPI besorgt hatten, saßen sie unruhig im Bunker und warteten. Kersten blickte immer wieder auf die Zeiger seiner Armbanduhr, die sich nicht von der Stelle zu bewegen schienen.

»Verflucht«, wetterte Welsch, »ich wollt', es wär' schon vorbei.«

Um 11.30 Uhr waren sie im Kompaniegefechtsstand und meldeten sich bei Leutnant Hillebrand. Er sah sie prüfend an, als wolle er ihren Kampfwert abschätzen, nickte dann beifällig mit seinem Gelehrtschädel. Wimmer, Bauer und noch einige Jäger des 1. Zuges gehörten zu dem Trupp.

Im Gefechtsstand wurden die letzten Einzelheiten besprochen. Goretzki war voller Zuversicht.

»Wer rauchen will, Feuer frei!« sagte der Leutnant, und sie pafften nervös drauflos.

Im Laufe der Besprechung kam Goretzki auf die Minengasse zu sprechen. Da Kersten außer Oberjäger Wald, der inzwischen verwundet worden war, die Gasse als einziger kannte, erhielt er den Auftrag, die Männer zu führen.

Im Zusammenhang mit der Minengasse fiel dem Gefreiten plötzlich die Drahtschneise ein. Er machte Goretzki darauf aufmerksam, daß es notwendig sei, die Gasse vor Beginn des Unternehmens zu öffnen. Noch vom letzten Spähtrupp hatte er lebhaft in Erinnerung, daß damals geraume Zeit verstrichen war.

Nachdem Kersten seine Bedenken vorgebracht hatte, sah Goretzki ihn überrascht an.

»Daran habe ich nicht gedacht. Wir müssen die Drahtgasse selbstverständlich vorher öffnen. Da Sie so gut Bescheid wissen, übernehmen Sie die Angelegenheit.« Er überlegte kurz und sagte dann: »Kommen Sie, wir machen die Sache schon jetzt, dann haben wir es hinter uns.«

Zusammen mit Goretzki ging Kersten zur Minengasse, begleitet von einigen Soldaten des Kompanietrupps und Leutnant Hillebrand.

Als sie den Durchlaß in der Stellung erreichten, sah Kersten mit Unbehagen, daß sich die Gasse dort befand, wo am Morgen kaum 80 Meter entfernt der russische Stoßtrupp aufgetaucht war.

Kersten starrte hinüber, während sein Herz schneller zu klopfen begann. Denn wenn dort drüben noch einige Russen lagen, dann konnten sie ihn jederzeit wie einen tollen Hund abknallen.

Trotzdem mußte er es wagen. Flach am Boden, kroch er durch die Öffnung, war dann im Vorfeld und sah die Köpfe der verwundeten Rotarmisten nacheinander hochkommen. Keiner gab einen Laut von sich. Es war ein gespenstisches Bild, als die Köpfe jetzt wieder herabsanken.

Und immer noch fiel kein Schuß! War der Wald wirklich feindfrei, oder wollten sie sich nicht verraten?

Die Drahtschere in den Händen, robbte Kersten an das Hindernis heran. Er versuchte eine Gasse im Draht zu öffnen, was ihm nach unendlicher Mühe schließlich auch gelang.

Langsam glitt er zurück, jede Sekunde darauf gefaßt, einen Schuß über sich hinwegpfeifen zu hören, aber nichts geschah.

Sein Herz klopfte bis zum Hals hinauf, als er wieder im Graben stand und Goretzki ihm anerkennend auf die Schulter klopfte.

Wenige Minuten vor 12 Uhr standen sie vor dem Durchlaß im Bereich des 3. Zuges und warteten auf das Zeichen zum

Abrücken. Tausenderlei Gedanken schossen Kersten durch den Kopf, bis dann Goretzki sagte:

»Behaltet die Nerven, die paar da vorn haben wir schnell geholt.«

Seine Worte verhallten in der Stille des Wintertages. Würde wirklich alles so einfach sein?

Goretzki zwängte sich als erster durch die Drahtgasse und vor die Stellung, dann folgten die anderen.

Kersten übernahm dann die Spitze und führte den Stoßtrupp durch die Minengasse in das Vorfeld. Im Trichter der Fliegerbombe, wo er Tage zuvor während des Spähtrupps mit Oberjäger Wald im Pak-Feuer der Russen gelegen hatte, sammelten sie sich.

In der Ferne waren dumpf die Abschüsse der Artillerie zu hören. Sekunden später detonierten drüben krachend die ersten Granaten. Es war soweit! Die Spannung löste sich, sie bewegten sich vorwärts, auf die reglosen Gestalten im Schnee zu.

Goretzki, der ihnen einen Befehl zurufen wollte, blieben die Worte im Hals stecken. Es war zu spät, die Männer rannten schon weiter.

Kersten lief, die MPi an der Hüfte, durch den Schnee und hatte das Gefühl, dieser Weg nehme kein Ende. Er wußte nicht, wie viele Meter er zurückgelegt hatte, als er zum Wald hinüberblickte und etwa dreißig oder mehr Russen zwischen den Stämmen erkannte.

Sie lagen jetzt in ihren weißen Schneehemden am Waldrand, dicht an die Erde gepreßt. Vielleicht waren sie gekommen, um ihre Verwundeten zu holen. Aber das war nun gleichgültig.

Die Rotarmisten schienen über die plötzliche Begegnung ebenso überrascht zu sein wie Goretzki und die anderen um ihn herum.

Sekunden vergingen noch, bis der erste Zeigefinger einen MPi-Abzug durchriß und eines jener furchtbaren Massaker

begann, wie sie sich in dieser Höllenlandschaft schon so oft abgespielt hatten.

Kugelschnüre zwitscherten über die Erde, bohrten sich in menschliche Leiber. Todesschreie gellten auf, während die Überlebenden sich feuernd zurückzogen, irgendwo Schutz suchten und es noch nicht begreifen konnten, daß sie auch dieses Mal mit dem Leben davongekommen waren.

Einzeln ließen sich die Jäger des Stoßtrupps in den Graben rutschen. Drei fehlten. Sie würden nie mehr zurückkommen. Darunter der Gefreite Wimmer.

Die Gesichter noch verzerrt vom Kampf, standen sie im Laufgraben. Mit flackernden Augen sahen sie sich an, in denen sich das Grauen der Minuten in einem Ringen auf Leben und Tod widerspiegelte. Allmählich spürten sie die Reaktion der ungeheuren Nervenbelastung. Sie hockten sich hin, wo sie gerade standen, zündeten sich mit zitternden Händen Zigaretten an, um die Sinne zu betäuben und die aufgepeitschten Nerven zu beschwichtigen.

Stumm gingen Welsch und Kersten zum Bunker der Gruppe zurück. Die Kameraden und Oberjäger Meisel überschütteten sie mit Fragen, doch sie blieben die Antwort schuldig.

Erst später, nachdem sie sich etwas beruhigt hatten, begannen sie zu berichten.

Die anderen saßen schweigend da und hörten zu, auch der Gefreite Lothar Gruber, den sie »Professor« nannten. Er schien sich wieder besonderen Gedanken hinzugeben.

Das Buch, das er auf den Knien liegen hatte, rutschte jetzt herab.

Kersten drehte den Kopf und sah hin. Und wieder begegnete er dem Blick dieses seltsamen und doch so sympathischen Kameraden, der immer auf etwas zu warten schien.

Unvermittelt platzte Hauptfeldwebel Sommer in den Bunker und befahl Kersten:

»Sie holen sofort den verwundeten Wimmer in die Stellung!« Verblüfft sah der Gefreite auf, schüttelte verständnislos den Kopf. »Wimmer ist tot, ich habe es mit eigenen Augen gesehen.«

»Nein, Wimmer lebt – er ist nicht tot!« entgegnete Sommer erregt.

»Wir haben es mit dem Glas beobachtet.« Kersten antwortete mit mühsam beherrschter Stimme: »Wimmer ist wenige Meter neben mir gefallen. Es ist unmöglich, daß er noch lebt!«

»Und ich sage Ihnen, Wimmer lebt!« schrie Sommer jetzt noch lauter als zuvor. Sekundenlang folgte betretenes Schweigen. Kersten spürte die zweifelnden Blicke der anderen. Mit einem Ruck erhob er sich und schritt, von Sommer gefolgt, hinaus in die Stellung. Mit dem Glas suchte er das mit Toten bedeckte Vorfeld ab. Nach einigem Suchen fand er Wimmer, der etwa zwei Meter entfernt von drei toten Russen im Schnee lag – reglos, so, wie er ihn hatte fallen sehen.

Erneut entbrannte ein heftiger Wortwechsel, der Goretzki und Leutnant Hillebrand, die sich im nahen Zugbunker aufhielten, herbeirief. Nachdem Kersten und Sommer ihre Standpunkte unnachgiebig dargelegt hatten, nahm der Leutnant das Glas und blickte in das Vorfeld.

»Bei Einbruch der Dunkelheit holen Sie den Toten«, entschied er, zu Kersten gewandt.

Der Verdacht, der auf Kersten lastete, ließ diesen nicht zur Ruhe kommen. Sollte Wimmer doch noch gelebt haben? Immer wieder versuchte er, sich jede Einzelheit des Geschehens in sein Gedächtnis zurückzurufen.

In Kerstens Hirn zogen die Gedanken enge Kreise. Obwohl es erst vor einer halben Stunde geschehen war, mußte er sich mit aller Gewalt konzentrieren, um sich ganz klar zu erinnern, wie es gewesen war.

Und dann sah er alles wie im Zeitraffer noch einmal vor

sich: Wimmer kniete, die MPi im Anschlag und feuerte. Er hatte sich wohl hingekniet, weil er vor dem Feuer der Russen Deckung nehmen wollte. Und dann war er plötzlich in den Schnee gefallen und auch liegengeblieben, als sie zur Stellung zurückhasteten.

Die Nacht kam. Sie war voller Frost und klar. Sterne funkelten am Nachthimmel. Der Schnee knirschte unter Kerstens Schritten, hier und da peitschte ein Schuß durch die Winternacht – sonst herrschte jene Stille, die so trügerisch, drohend und unwirklich erschien.

Goretzki lag rauchend auf seiner Pritsche und hieß Kersten Platz nehmen.

»Das war heute eine heikle Sache«, sagte er dann. »Ich hatte es zu leicht genommen.«

Seine Worte fielen wie Tropfen in die Stille des Bunkers. Kersten nickte und antwortete dann: »Es gibt Dinge, die man nicht vorhersehen kann.« Er dachte dabei an die Sache mit Wimmer.

Ehe sie die Unterhaltung fortsetzen konnten, ging die aus rohen Brettern gezimmerte Tür des Bunkers auf.

Welsch trat mit drei anderen Jägern ein. Es waren Kameraden, die mit Kersten ins Vorfeld gehen sollten.

Sie traten hinaus. Die Winternacht spannte sich von Horizont zu Horizont. Goretzkis Abschiedsworte wehten hinter ihnen her, verhallten in der zwielichtigen Dunkelheit. Der Mond stand als silberne Sichel am Nachthimmel.

»Der verdammte Mond«, zischte Welsch.

Schwer stapften sie weiter durch den Schnee. Nach allen Seiten sichernd gingen sie aus der Stellung ins Niemandsland, durchquerten die Minengasse und näherten sich der Stelle, wo Wimmer lag.

Ihre Bewegungen wirkten zeitlupenhaft. Es war kein gewöhnlicher Spähtrupp. Sie holten einen Kameraden, der

vielleicht doch noch lebte.

Nach kurzem Suchen fanden sie ihn. Er lag so, wie Kersten ihn zuletzt gesehen hatte. Der Gefreite kniete sich neben ihn und drehte den Kopf, der mit dem Gesicht im Schnee lag, behutsam herum. Dann legte er den Toten mit Hilfe von Welsch auf den Rücken.

Der fahle Schein des hochwandernden Mondes fiel auf ein wächsernes Gesicht. Aus halbgeschlossenen Lidern sah er in jene Welt, zu der die Lebenden keinen Zutritt haben. Auf seiner Stirn, oberhalb des rechten Auges, klebte ein feiner Streifen geronnenen Blutes. Eine Kugel war dicht über der rechten Braue in die Stirn gedrungen. Der Schuß mußte unbedingt tödlich gewesen sein. Und doch kamen Kersten Zweifel, da der Körper des Kameraden noch nicht ganz von der Totenstarre erfaßt war. War er vielleicht doch nicht sofort tot gewesen? Selbst wenn man bedachte, daß Wimmer mit solch einer Verwundung nicht zu retten gewesen wäre, die quälenden Gedanken blieben – und ein letzter Zweifel an sich selbst.

Erst später stellte sich heraus, daß Wimmer außer dem Kopfschuß noch einen Durchschuß in der linken Lunge hatte, wodurch der Tod unweigerlich eingetreten sein mußte.

Langsam trugen sie den Gefallenen in die Stellung, legten ihn neben dem Gefechtsstand auf die hartgefrorene Schneedecke und gingen in den Bunker zurück.

Irgendwo hinter der Front wartete ein Erdloch auf dem Soldatenfriedhof des Jägerregimentes 28; inmitten zahlloser Birkenkreuze würde er nun seine letzte Ruhe finden.

Es war in derselben Nacht. Der Melder Grabow weckte Kersten aus einem bleiernen Schlaf. Mit schlaftrunkenen Augen starrte er den anderen an und knurrte unwillig:

»Was ist los?«

»Sofort zum Chef kommen«, sagte der Melder. »Was los ist, weiß ich auch nicht«, setzte er seine Rede fort und ließ sich auf

eine Munikiste fallen.

Schimpfend zog Kersten seine Tarnjacke über, schnallte um und stapfte mit Grabow ins Freie. Die Kühle der Nacht machte ihn schnell wach. Während sie durch den knirschenden Schnee gingen, überlegte Kersten, was der Leutnant von ihm wollte.

Schon von weitem war Lärm und Gegröle zu hören. Es kam aus dem Bunker des Gefechtsstands. Die scheinen ja guter Laune zu sein, dachte Kersten und trat durch die angelehnte Tür in den Bunker.

Vom Alkohol umnebelte Gesichter starrten ihn an, bis Leutnant Hillebrand ihn zu sich winkte.

»Sie kennen als einziger die Minengasse und wissen genau, wo der Russenbunker im Niemandsland liegt. Vorhin kam ein Befehl vom Bataillonskommandeur, den Bunker noch heute nacht sprengen zu lassen, da sich vermutlich der russische Stoßtrupp dort bereitgestellt hat. Sie werden den Haufen führen. Die Männer können Sie nach Ihrem Gutdünken aussuchen. Das erforderliche Material liegt bereits hier.«

Kersten kniff die Augen zusammen und sagte nur:

»Jawohl, Herr Leutnant!«

»Viel Glück, und kommen Sie mit den Leuten heil zurück«, sagte der Leutnant noch.

Der Gefreite stand kurz darauf wieder in der frostigen Nacht und war mit seinen Gedanken allein.

Minuten später erreichte er den Bunker seiner Gruppe. Und während er alles in Ruhe überdachte, fühlte er plötzlich die Stille, die ihn umgab. Nur das Schnarchen von Welsch war zu hören. Die anderen waren auf Posten, Meisel absolvierte seinen Grabdienst.

Im flackernden Schein des Hindenburglichts setzte Kersten sich auf eine Munitionskiste und legte sich einen Plan zurecht.

Wenige Minuten später kam Lothar Gruber herein, mit rotgefrorenem Gesicht. Er hatte Wache gehabt und war soeben abgelöst worden. In der Nähe des qualmenden Ofens zog er

den Mantel aus, wärmte seine Hände und setzte sich dann in seine Ecke. Wie üblich lag dort ein Buch, das er jetzt aber achtlos zur Seite schob.

Er setzte sich und sah zu Kersten herüber, nachdem er seine beschlagene Schießbrille gereinigt hatte.

»Gibt's was Neues?« fragte er mit seiner ruhigen Stimme, die meistens etwas heiser klang.

»Noch nicht, aber bald«, erwiderte Kersten. »Wir sollen heute nacht noch den Russenbunker sprengen, weil sie meinen, daß die Iwans dort ihre Bereitstellungen für Stoßtrupps vornehmen.«

»Sprengen!« murmelte Gruber und hauchte seine Hände an. »Sprengen, vernichten, töten, Häuser in Brand setzen, Leichen verscharren. Du glaubst nicht, wie mich das alles ankotzt«.

Kersten sah ihn überrascht an. Kam jetzt einer seiner »Vorträge«? Es kam einer. Trotzdem wurmte ihn das Gerede.

»Warum sagst du das?« stieß er hervor, »sind wir vielleicht daran schuld, daß es so ist?«

Der andere zuckte die schmalen Schultern und blinzelte in den flackernden Schein des Hindenburglichtes.

»Nein, natürlich nicht«, murmelte er, und seine nächsten Worte klangen wie ein Selbstgespräch. »Auch wir sind nur Figuren in einem Drama, das schon seit Jahrtausenden in ähnlicher Form abgerollt ist und sicherlich weiterhin neue Vorstellungen erleben wird. Es wird wohl immer so bleiben, solange es Menschen gibt«.

»Wie meist du das?« fragte Kersten, und irgendwie hatte er das Gefühl, als ob die hellen Augen hinter den runden Brillengläsern in weite Fernen gerichtet seien.

»Die Erklärung hierfür ist einfach«, fuhr Gruber fort, »denn die Geschichte der Menschheit ist gleichzeitig die ihrer Kriege. Der, den sie uns präsentiert haben, ist nicht nur der II. Weltkrieg, sondern vielleicht schon das hunderttausendste gegenseitige Abschlachten seit Urzeiten. Und immer nur

Menschen gegen Menschen – die ‚Krone der Schöpfung‘, wie man so schön sagt«.

»Mann«, warf Kersten erregt ein, »das ist halt mal so, und niemand kann es ändern«.

»Wie recht du hast«, nickte Gruber, »niemand wird es und die Menschen ändern können, die so verächtlich auf die Tiere herabsehen«.

»Verdammt«, schnaufte Kersten, »was haben denn die Viecher damit zu tun?«

»Eigentlich nichts und doch wieder manches«, sagte Gruber, und sein schmales, von einem starren Lächeln überzogenes Gesicht näherte sich dem Kerzenlicht. »Denn nur Menschen rotten sich gegenseitig aus, oder sie versuchen es wenigstens«.

Kersten fuhr sich über die Stirn, während er den Gedankengängen des anderen zu folgen versuchte. Aber der schmallippige Mund war schon wieder in Bewegung, und die Schießbrille ruckte ein Stück in die Höhe.

Als der Gefreite weitersprechen wollte, kam Meisel herein. Sein Blick huschte zwischen den beiden Gefreiten hin und her und blieb schließlich auf Gruber haften. Schnaufend ließ er sich auf eine Munitionskiste fallen und meinte dann:

»Hast wohl wieder deine Vortragsstunde, wie? Hab’ draußen noch ein bißchen was davon mitgekriegt.«

Er stopfte eine Zigarette in seinen wulstigen Mund, entzündete sie an der Kerze und fuhr dann fort:

»So was müßtest du mal dem Führer erzählen. Der würde Hackfleisch aus dir machen lassen, obwohl du manchmal gar nicht so unrecht hast. Aber mach doch mal was dagegen! Dich haben sie in diese Scheiße geschickt, den da und mich. Was willst du daran ändern? Geh doch hin und sag, daß du die Schnauze voll hast und nicht mehr mitmachen willst. Dann knallen sie dir gleich eine Kugel in die Birne. Wenn du aber weiter die Leute verrückt machst mit deinen Sinnierereien, und einer von den Hundertfünfzigprozentigen hört es mal, dann

kriegst du nicht einmal ein Heldengrab.«

Gruber blickte mit ausdruckslosem Gesicht vor sich hin. Er zuckte nicht einmal zusammen, als draußen eine Granate dicht über den Bunker heulte und in der Nähe mit ohrenbetäubendem Krach detonierte.

Gegen zwei Uhr kroch Kersten zum drittenmal innerhalb von vierundzwanzig Stunden ins Vorfeld, öffnete die Drahtgasse und führte den Stoßtrupp durch das Minenfeld ins Niemandsland.

Welsch ging hinter ihm. Seine Anwesenheit gab Kersten ein Gefühl von Sicherheit. Vielleicht war es seine ruhige, besonnene Art.

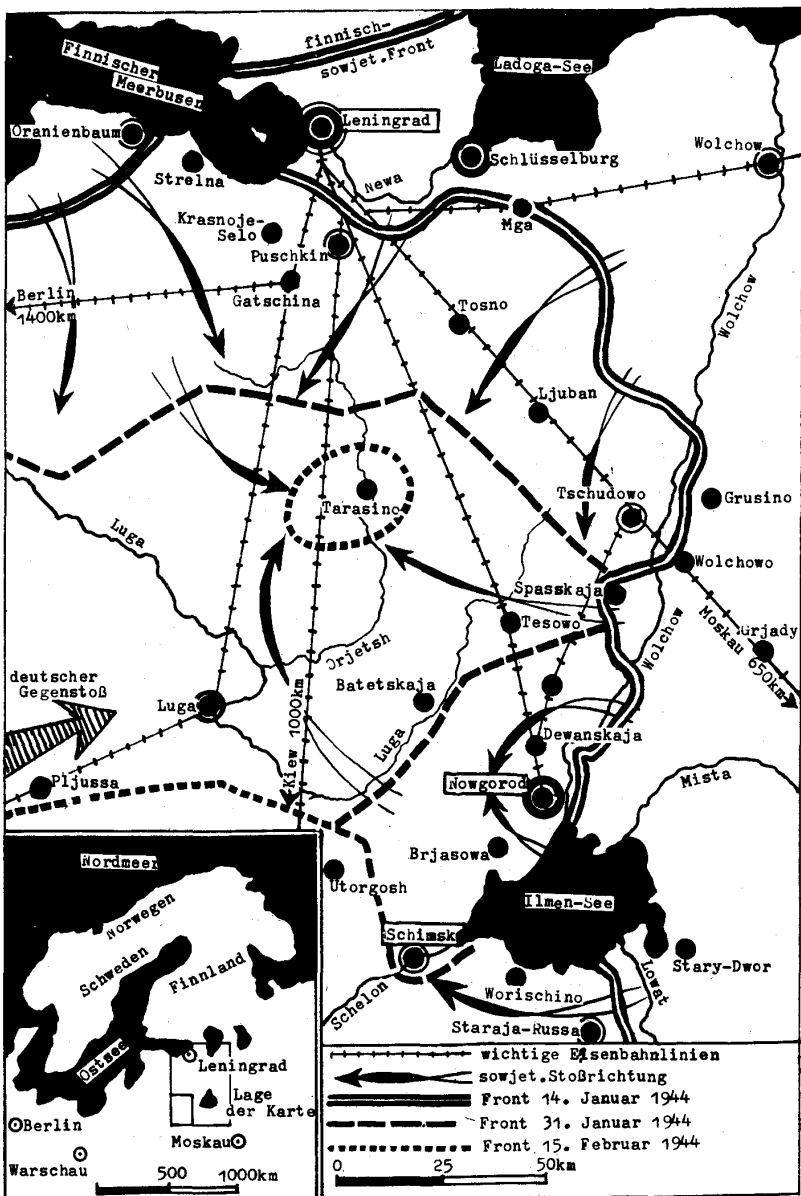
An der Stelle, wo Oberjäger Wald damals beim ersten Spähtrupp die Sicherung zurückgelassen hatte, ließ Kersten den MG-Trupp warten und kroch mit Welsch weiter an den Bunker heran.

In der einen Hand eine T-Mine, in der anderen die MPi, robbten sie vorsichtig weiter. Der Mond war hinter den Wäldern versunken, und doch war die Nacht viel zu hell für ein solches Unternehmen.

Die dunkle Silhouette des Bunkers tauchte auf. Kersten verharrte einen Moment. Nichts rührte sich. An jede Ecke legten sie eine T-Mine, befestigten die Zündschnur. Im Schutz des Bunkers zündete Kersten sein Feuerzeug an, hielt es an die beiden Enden der Zündschnur. Die Flamme fraß sich Zentimeter um Zentimeter weiter. Kersten rief leise: »Los, weg hier!«

Die anderen sprangen hoch und liefen auf die Stellung zu. Kersten blieb noch einige Sekunden und starrte auf die glimmende Zündschnur. Er wollte ganz sicher gehen.

Der MG-Trupp nahm Kersten auf und hastete dann schwer atmend weiter. Erst als sie die Minengasse erreichten, übernahm Kersten wieder die Spitze.



In dem Moment, als sie durch die Gasse des Drahtverhaus krochen und die eigene Stellung nahe vor sich wußten, zischten dort, wo der Russenbunker im Niemandsland stand, zwei gewaltige Feuertürme in den Winterhimmel. Balken, Erde und zersplittertes Holz wirbelten durch die Luft. Der Bunker war mit Sicherheit vernichtet.

Sie standen keuchend an der Grabenwand. Goretzki, Leutnant Hillebrand und der Chef der 12. Kompanie erwarteten sie. Es roch trotz der Kälte reichlich nach Alkohol.

Hillebrand klopfte Kersten anerkennend auf die Schulter.

»Das haben Sie ausgezeichnet gemacht!«

Kersten war todmüde, er wollte nur schlafen. Mit Welsch strebte er dem Bunker zu.

Am nächsten Abend kam wieder der Melder Grabow in ihren Bunker. Er überbrachte den Befehl, den toten Russen im Vorfeld die Tarnkleidung auszuziehen und außerdem alle Waffen und Geräte mitzubringen.

Welsch sagte: »Ich komme mit.«

Zander, Bauer und Reichmann beteiligten sich freiwillig.

Sie gingen hinaus in die Schneenacht. Und wieder einmal dachte Kersten an den »Professor« und seine Worte. Vorhin hatte er seine Wache angetreten.

Die Nacht war noch heller, und die Sichel des Mondes wirkte größer als in den Nächten zuvor. Bei ihrem Auftrag war das helle Mondlicht sogar von Nutzen.

Es war keine angenehme Sache, zwischen den gefallenen Russen umherzukriechen. Die Glieder der Toten waren steif wie Bretter. Kersten und seine Männer hatten viel Mühe, ihnen die Tarnanzüge auszuziehen. Es war ein grausiges, ekelerregendes Geschäft, aber sie brauchten die wärmende Bekleidung so nötig wie das oft beinharte Brot mit dem man sie am Leben erhielt.

Während Kersten und Welsch zwischen den Gefallenen

umherkrochen, bewegte sich plötzlich einer von ihnen. Wie zu Stein erstarrt, verharrten beide, während der Russe sich schwerfällig erhob, als ob er aus dem Grab emporgestiegen käme. Ehe Kersten sich versah, machte Welsch einen Satz nach vorn, und richtete die MPi auf den Rotarmisten, der langsam die Arme hob und dann schicksalsergeben zwischen ihnen dahintrottete.

In Anbetracht des unerwarteten Gefangenen brach Kersten das Unternehmen ab, und so kehrten sie, mit einem Dutzend Mäntel und Schneehemden, etlichen MPi und Gewehren beladen, in die Stellung zurück. Die Posten ließen Kersten, Welsch und den Russen vorbei, der stark hinkte und offenbar am Bein verwundet worden war.

Beim Kompaniegefechtsstand legten sie die gesammelten Gegenstände hinter dem Bunker in den Schnee. Während Kersten sich anschickte, mit dem Gefangenen in den Gefechtsstand einzutreten, nahm Welsch ihn beim Arm und hielt ihn zurück. »Paß auf«, flüsterte er, »ich habe eine Idee – Der Saufklub da drinnen soll auch mal was erleben.«

Aus dem Bunker drangen lärmende Stimmen. Welsch brachte den Rotarmisten in die richtige Position und schob ihn dann in den Bunker hinein. Einige Sekunden später folgten sie ihm.

Kersten sah noch, wie Goretzki nach dem Schaft seines linken Stiefels griff, wo er gewöhnlich seine Pistole stecken hatte. Doch ausgerechnet heute hatte er sie vergessen. Erst als man Kersten und Welsch erkannte, entspannten sich die starren Gesichter.

Leutnant Hillebrand brach als erster das Schweigen, ließ einige saftige Worte los und hörte sich dann Kerstens Bericht an, während der russische Soldat mit zuckendem Gesicht an der Wand lehnte.

Ehe Kersten den Bunker verließ, sagte Hillebrand zu ihm:

»Sie übernehmen ab sofort die Gruppe Wimmer.«

Kersten stand einen Moment betroffen da, um dann das übliche »Jawohl« herauszuquetschen.

»Ausgerechnet die Gruppe Wimmer«, sagte er zu Welsch, als sie wieder draußen waren und mit schweren Schritten zurückgingen.

Welsch sagte: »Nun bis du also Gruppenführer und kommst von uns weg.«

In seiner Stimme schwang ein bedauernder Unterton mit. Sie gingen weiter durch die Winternacht. »Ich kann's nicht ändern«, erwiderte Kersten.

Seine wenigen Habseligkeiten unterm Arm, schlug er einige Zeit später die vor dem Eingang hängende Zeltbahn zurück und zündete ein Hindenburglicht an. Im Schein des flackernden Lichtes sah er sich im leeren Bunker der Gruppe um, die er übernehmen sollte.

Der Raum glich einer Hundehütte. Verzweifelt suchte Kersten einen Platz, um seine Sachen unterzubringen. Mittlerweile kroch ein Soldat der Gruppe durch den Eingang; es war der Obergefreite Bingel.

Er sah Kersten an, während der ihm die Hand reichte.

»Ich bin der neue Gruppenführer.«

Bingel brummte: »Ich bin der MG-Schütze I.«

Noch einer kam durch den Eingang. Er hatte seine Kapuze tief ins Gesicht gezogen, blickte auf eine Fettdose und sein Kommißbrot und begann sich eine Stulle zu schmieren. Kersten beachtete er gar nicht.

Er hieß Wanta, wie sich nachher herausstellte, stammte aus Polen und war Volksdeutscher. Erst jetzt nahm er seine Kapuze vom Kopf und blickte Kersten verstohlen von der Seite an. Dieser fixierte ihn so lange, bis Wanta wegsah, dann drehte er sich nachdenklich eine Zigarette und rauchte.

Bingel grinste und sagte dann:

»Eigentlich sollte ich die Gruppe übernehmen.«

»Ich habe den Befehl dazu bekommen und hoffe, daß wir uns trotzdem vertragen«, entgegnete Kersten.

Wanta nickte mit seinem etwas zu großen Kopf, und Bingel schwieg.

Das Talglicht flackerte, Wanta aß schmatzend sein Brot, Bingel öffnete den kleinen Bunkerofen und legte ein Stück Holz nach.

»Wer ist jetzt am längsten auf Posten?« brach Kersten das Schweigen.

»Pfeifer steht seit vier Stunden ohne Ablösung«, murmelte Wanta und sah Kersten mit seinen treuen Hundeaugen erstaunt an.

»Gut, dann führe mich hin!« befahl er.

Wanta zog sich umständlich seine Tarnjacke an und zeigte ihm den Weg zum MG-Stand, wo Pfeifer auf Posten stand.

Halblaut rief der neue Gruppenführer Pfeifers Namen. Eine Gestalt löste sich aus dem Dunkel und trat neben Kersten.

»Du kannst dich jetzt hinlegen, ich mache den Rest«, gab er ihm Bescheid.

»Na, komm schon«, murmelte Wanta ungeduldig, und beide verschwanden im Laufgraben.

Kersten sah auf die Silhouette des Drahtverhaus und dachte über die Männer seiner neuen Gruppe nach. Bingel war offenbar ein etwas schwieriger Fall, Wanta aber wohl in Ordnung. Dann waren da noch Heller, Zander, Kruse und Wiechert. Er kannte sie, bis auf Zander, nur dem Namen nach. Pfeifer hatte er eben undeutlich gesehen. Es würde nicht einfach werden. Bei Bingel sah er die größten Schwierigkeiten.

Es war Mitte Dezember geworden. Die Tage vergingen zwischen Wachestehen und Grabendienst.

Die Kugel eines Scharfschützen zertrümmerte Leutnant Hillebrand eines Morgens das Schlüsselbein.

Der neue Kompanieführer, Leutnant Magdorf, war das

Gegenteil von ihm. Er kümmerte sich um alles, war sehr auf Distanz bedacht, und von seiner Person ging etwas aus, das Kersten anzog und zugleich seinen Hang zum Widerspruch herausforderte.

Magdorf achtete auf all die vielen Kleinigkeiten, um die sich Hillebrand nicht gekümmert hatte. Die Posten mußten in der Stellung eine zackige Meldung herunterrasseln – wie auf dem Kasernenhof beim Wacheschieben.

Auch Kersten fand das übertrieben. Aber sie gewöhnten sich an ihn und seine Art. Goretzki machte anfangs hin und wieder allerdings eine abfällige Bemerkung. Trotz mancher Eigenheiten verstand Magdorf sein Geschäft. Er konnte eine Kompanie führen. Man merkte ihm seine Fronterfahrung an, auch ohne die Auszeichnungen als besondere Empfehlung zu werten.

Schon wenige Tage nachdem Leutnant Magdorf die Kompanie übernommen hatte, machte diese Stellungswechsel. Die Männer fluchten bei dieser Nachricht und packten ihre Sachen zusammen. Wochenlang hatten sie im Sutschan-Sumpf in Stellung gelegen, und die Glieder waren steif geworden von der mangelnden Bewegung. Mit einem unbehaglichen Gefühl dachten sie an den bevorstehenden Marsch.

Gegen den düsteren Wald zog die Nacht herauf. Die Kompanie sammelte sich auf der Rollbahn, einige Kilometer hinter der alten Stellung, und der Marsch ins Ungewisse begann.

Keinem war wohl zumute. Sie waren im Laufe der Zeit gegenüber allen Dingen, die sie nicht kannten, mißtrauisch geworden. Die alte Stellung war nicht schlecht gewesen, gut ausgebaut, stabil und relativ ruhig. Bingel meinte zweideutig:

»Man weiß zwar, was man hat, aber nicht, was man bekommt.«

Kersten spöttelte: »Das ist immer so im Leben, man weiß erst dann etwas zu schätzen, wenn man es wieder verliert.«

Plötzlich erkannte er in dem ungewissen Licht die hagere Gestalt von Lothar Burger. Er näherte sich ihm und tippte ihn an.

»Wie geht's, Lothar?«

Der Gefreite drehte den Kopf und sah ihn an. Ein müdes Lächeln huschte über sein fahles Gesicht.

»Ich laufe noch«, erwiderte er dann,« und das ist heutzutage immerhin schon sehr viel.«

Kersten lauschte noch den zweideutigen Worten nach, als er wieder neben Bingel dahinstapfte.

Langsam schlängelte sich die Kompanie über die spiegelglatte Rollbahn. Es war eine Schinderei. Die Beine schmerzten durch die mangelnde Bewegung der letzten Wochen, der Schnee der Rollbahn war durch die vielen Fahrzeuge in eine Eisfläche verwandelt, und ehe Kersten es sich versah, lag er auf dem Boden.

Leutnant Magdorf marschierte auf der linken Seite der Rollbahn, blieb ab und zu, auf seinen »Ilmenseeknüppel« gestützt, stehen und betrachtete mit kritischem Blick die Kompanie, die damals noch über hundert Mann zählte.

Endlos zog sich die Rollbahn durch die schneebedeckte Landschaft. Gleich einem riesigen weißen Tuch lag die Steppe da. Nur dort, wo der graue Himmel die Erde zu berühren schien, war ein Ende abzusehen. Zu beiden Seiten der Rollbahn standen in regelmäßigen Abständen kleine, schwarze Stangen, die an ihrer Spitze mit einem Bündel Stroh umwickelt waren: Markierungen, um bei Schneeverwehungen die Rollbahn kenntlich zu machen.

Bald setzte starkes Schneetreiben ein. Sie konnten kaum zehn Schritte weit sehen. Die winzigen Schneekristalle drangen in Augen, Mund und Nase. Ein steifer Ost blies Eiskristalle in Kerstens Gesicht. Er hatte das Gefühl, als ob jemand mit Nadeln hineinstechen würde.

Sie marschierten den ganzen Tag und die Nacht, und wieder

einen Tag, bis dann endlich gegen Abend das Ziel vor ihnen lag.

Leuchtkugeln stiegen gespenstisch in den schneeverhangenen Himmel, flackerten mit ihrem grellen Lichtschein eine Weile über der erstarrten Landschaft, fielen dann wie ein Komet erlöschend zur Erde.

Ein MG tackerte monoton, einzelne Gewehrschüsse peitschten durch die Dezembernacht. Die Männer ließen sich müde in den Schnee fallen, zündeten trotz Verbot Pfeifen und Zigaretten an.

Es dauerte geraume Zeit, ehe die Einweiser erschienen, um sie in die Stellung zu führen. Den Rest der Nacht kroch Kersten in der Gegend herum, brachte die Männer in ihre Gewehrstände, baute das MG ein. Als er fertig war, erschien im Osten schon der neue Tag.

Endlose Steppe dehnte sich vor seinem Blick. Der Himmel hing voller Schnee. Ein leichter Ostwind blies mit eisigem Atem Kälte über das erstarrte Land. Kersten wagte kaum zu atmen. Jeder Atemzug schien in dem eisigen Hauch zu erstarren.

Seit Tagen waren sie nun schon in der neuen Stellung. Sie war noch besser als die alte im Sutschan-Sumpf, die sie vor Tagen verlassen hatten.

Bingel sagte: »Die Stellung ist richtig. Es ist die beste, die ich bisher hatte, denn sie ist verdammt ruhig.«

Grabow, der jetzt Zugmelder war, beorderte Kersten zum Zugführer. Der Gruppenbunker lag zehn Meter vom Zugbunker entfernt. Goretzki erwartete ihn:

»Sie gehen heute abend mit Ihrer Gruppe auf Spähtrupp. Feststellen, ob der Russe nachts näher an unsere HKL (Hauptkampflinie) herankommt. Soweit wie möglich vorstoßen.«

Kersten sagte: »Zu Befehl, Oberfeld«, und verließ den

Bunker.

Gegen 22 Uhr gingen sie los. Der Himmel war wolkenverhangen, der Schnee erhellte die Finsternis.

Kersten suchte mit einem selbstgefertigten fünfzig Zentimeter langen Draht nach Minen. Minenpläne gab es angeblich keine. Da er keine Mine gefunden hatte, entschloß er sich, weiter in das Niemandsland vorzustoßen.

Hin und wieder fegten Feuerstöße eines russischen sMG (schweres MG) über sie hinweg. Nach etwa dreihundert Metern verhielt Kersten,

prüfte die Marschkompaßzahl und ging langsam weiter vor. Vor Anbruch der Dunkelheit hatte er seinen Marschkompaß auf einen abgeschossenen T 34 eingestellt, der kaum zweihundert Schritte vor der russischen Stellung mit etwas Schlagseite im gefrorenen Sumpf stand.

Plötzlich erhielten sie aus frontaler Richtung heftiges MPi-Feuer. Kersten preßte seinen Leib in den verharschten Schnee und wartete, bis der Rotarmist mit seiner Schießerei aufhörte.

Nach einer Weile war es soweit, und Kersten ging weiter vor, die anderen ebenfalls. Erneut schlug ihnen heftiges MPi-Feuer entgegen. Die kurzen Garben pfften bedenklich dicht über ihre Köpfe hinweg.

Kersten schmiß sich in den Schnee, gab Bingel ein Zeichen, gleichfalls Deckung zu nehmen. Plötzlich hatte Kersten das Gefühl, auf einem harten Gegenstand zu liegen. Vorsichtig tastete seine Hand unter die Brust und berührte einen kantigen Gegenstand. Mine! schoß es ihm durch den Kopf.

Für einen Moment wurde ihm trotz der Kälte warm. Dann rollte er sich vorsichtig auf die Seite und grub die Holzmine mit der gebotenen Vorsicht aus dem Schnee, legte sie auf seine Hand und gab Bingel den Befehl, umzukehren.

Goretzki saß im Bunker und schrieb einen Feldpostbrief, das Talglicht flackerte unruhig, als Kersten eintrat.

Der Oberfeldwebel sah kurz auf, starrte Kersten

verständnislos an. Wortlos legte dieser die Holzmine auf den Tisch. Sekundenlang starrte Goretzki verdutzt auf den Kasten, dann wettete er los:

»Mensch, Sie sind wohl verrückt geworden. Sie wollen uns wohl beide in die Luft sprengen!«

»Das nicht«, erwiderte Kersten, »aber Sie haben mir doch den Auftrag gegeben, das Vorfeld nach Minen abzusuchen.«

»Scheren Sie sich zum Teufel«, sagte Goretzki. »Suchen sollten Sie die Minen, aber nicht mir auf den Tisch legen.«

Kersten nickte und verschwand.

Als er erwachte, war es Tag. Bingel kam eben von Posten zurück und saß gähnend im Bunker. Wanta hockte vor dem Bunkerofen und kaute bedächtig an seiner Stulle herum. Bingel knackte nun Läuse; er tat es sehr gründlich und hatte offenbar große Erfahrung darin.

In Wantas Blick lag so etwas wie Sehnsucht, vielleicht nach der Heimat, nach dem anderen Leben. Er war Bauer. Sicher dachte er jetzt an die Eltern, den Hof, das Vieh...

Alle hatten sie etwas aufgeben müssen.

Draußen tobte der Schneesturm. Er kam urplötzlich und riß Kersten aus seinen Gedanken.

Heulend fegte der Eiswind über die Steppe zwischen den Waldai-Höhen und dem Tal der Redja. Die fast zwei Meter tiefen Gräben der Stellung waren innerhalb kurzer Zeit zugeweht. In winzigen Eiskristallen wirbelte der Schnee heran. Sie konnten kaum die Augen öffnen. Eingemummt stapften sie durch den meterhohen Schnee. Über der Erde hing ein zäher, grauer Schleier, der Tag wurde zur Nacht.

Sie schaufelten wie besessen, doch es war, als wenn sie mit einem Eimer einen See hätten leerschöpfen wollen.

»Das ist das richtige Wetter für den Iwan zum Angreifen!« brüllte Goretzki Kersten ins Ohr.

Diese Möglichkeit hatte er noch nicht erwogen. Dem Russen

war wirklich alles zuzutrauen.

Der Sturm raste weiter, stundenlang. Die Natur hatte sich ihrer Fesseln entledigt und tobte mit urhafter Gewalt über die Erde. Wie schwankende Schilfrohre torkelten die Soldaten durch das Inferno der Naturgewalten. Was würde geschehen, wenn der Russe jetzt angreifen sollte?

Kersten erhielt mit seiner Gruppe den Auftrag, hundert Meter vor der Stellung, die nicht mehr als solche erkenntlich war, einen Pendelspähtrupp zu laufen, um einen etwaigen Angriff beizeiten abzufangen, damit sich der Zug zur Verteidigung einrichten konnte.

Mit schweren Schritten stapften sie durch das Schneemeer, die Gestalten beugten sich unter der Gewalt des Schneesturms, und alle waren nach dem stundenlangen Toben des Eiswindes der Erschöpfung nahe.

Umgeben von dem heulenden Inferno, war Kersten jegliches Zeitmaß abhanden gekommen. Eine Ewigkeit schien es zu dauern, bis der verheerende Sturm nachließ.

Die plötzliche Ruhe war unwirklich. Noch immer dröhnte der Sturm in Kerstens Ohren, und er hatte das Gefühl, der Schnee peitsche immer noch sein Gesicht.

Sie waren, vom Schicksal dazu verdammt, auf die niedrigste Stufe des Menschendaseins zurückgeworfen worden.

Ihr sogenanntes Leben war mehr ein Dahinvegetieren, und auch dieser Kampf mit den Urgewalten der Natur gehörte dazu.

Der Himmel war wieder blau, die Sonnenstrahlen spiegelten sich auf der verschneiten Steppe, kein Laut störte die Stille.

Kersten verließ den Bunker, um der Gruppe Meisel und den alten Kameraden einen Besuch abzustatten. Nach einer Viertelstunde traf er bei der Gruppe ein.

Nichtsahnend stieß er die angelehnte Bunkertür auf. Auf dem Boden des Unterstandes lag der Gefreite Hoffmann lang ausgestreckt auf dem Rücken, sein Blick starrte aus

halbgeschlossenen Lidern gegen die Bunkerdecke.

Aus einem pfenniggroßen Loch auf der Stirn rann Blut. In der Rechten hielt er eine 08-Pistole. Er war tot! Meisel, Welsch und die anderen Männer der Gruppe hockten um den Toten herum und waren ebenso fassungslos wie Kersten.

Welsch murmelte:

»Er hat seine Pistole gereinigt. Er saß da auf der Munikiste. Dann sagte er zu mir: »Du, Sepp, soll ich mir eine durch den Schädel jagen?« Ich lachte und glaubte, er mache einen Scherz. Doch plötzlich setzte er den Lauf an seine Stirn und drückte ab.«

Welsch blickte auf den Toten und fuhr fort:

»Vor zwei Tagen bekam er einen Brief. Als er ihn gelesen hatte, war er ganz verstört. Seine Braut hatte ihm geschrieben, sie werde in ein paar Wochen einen anderen heiraten. Deshalb hat er sich wohl eine Kugel durch den Kopf gejagt.«

Kersten sah entsetzt auf den Toten, der immer noch so dalag, wie er vor wenigen Minuten die kurze Spanne zwischen Leben und Jenseits übersprungen hatte.

Meisel nahm eine Zeltbahn und deckte sie über ihn. Kersten konnte es nicht begreifen. Der Tod war hier immer gegenwärtig. Aber auf diese Art kam er selten.

Es war kurz vor Weihnachten. Goretzki ließ Kersten zu sich rufen. Leutnant Magdorf hatte ihm den Auftrag erteilt, mit einem Spähtrupp bis dicht an die russische HKL vorzustoßen, um den Ansatzpunkt für einen späteren Stoßtrupp zu erkunden. Goretzki war gelassen und optimistisch wie immer. Kersten hörte sich alles an und schwieg.

Gegen Mitternacht gingen sie hinaus in das Niemandsland. Goretzki, Kersten, Welsch, der neue Leutnant Schmidt vom 3. Zug, und dann Bingel und Wanta.

Leutnant Schmidt, kaum älter als Kersten, hatte vom Krieg im Osten noch keine Ahnung. Vor wenigen Tagen war er von

der Kriegsschule aus Metz zur Kompanie gekommen.

Geduckt schlichen sie durch die mondhelle Nacht, der Schnee knirschte. Das Himmelslicht warf lange Schatten auf die silberglänzende Schneefläche.

Instinktiv nahm Kersten den Finger vom Abzug seiner Pistole und dachte an den letzten Spähtrupp vor einigen Tagen, als er mit der MPi Goretzki vor der russischen Stellung beinahe über den Haufen geschossen hätte. Sie lagen, die russische Stellung beobachtend, im Schnee. Goretzki drei Schritte vor Kersten. Kersten hatte sich hingekniet, da knallte plötzlich seine MPi los. Die Garbe ging harsch an Goretzkis linkem Oberschenkel vorbei und zerfetzte die Hose des Tarnanzuges.

Die anderen hatten hinterher gelacht und die üblichen makabren Späße losgelassen. Kersten aber war zerknirscht umhergeschlichen und hatte sich geschworen, nie mehr eine MPi 39 mitzunehmen. Die Dinger gingen immer dann los, wenn sie nicht sollten, und wenn man sie wirklich brauchte, hatten sie Hemmung. Und so kam es, daß er diesmal nur die »Nullacht« von Bingel bei sich trug.

Sechshundert Meter betrug die Entfernung bis zur russischen HKL, genügend Raum, um auszuweichen. Doch der Nachteil war offensichtlich: Wenn einer nahe der russischen HKL verwundet wurde, hatten sie Schwierigkeiten, ihn wieder in die eigene Stellung zu bringen. Nach dreihundert Metern ließen sie den Sicherungstrupp mit Bingel und Wanta zurück. Leutnant Schmidt blieb bei den Männern des MG-Trupps. Seine Pistole hatte er im Anschlag, und sein Verhalten war sonderbar. Es war sein erstes Kampfunternehmen. Welsch spuckte aus. Langsam schoben sie sich weiter an die russische Stellung heran. Die Männer des Sicherungstrupps wurden zu kleinen, dunklen Punkten auf der im Mondlicht silbern schimmernden Schneedecke.

Die Stellung lag jetzt dicht vor ihnen. Gedämpfte Stimmen drangen herüber. Die russischen Posten palaverten miteinander.

Goretzki war vor Kersten, dahinter folgte Welsch. Plötzlich krachte dicht vor ihnen ein Gewehrschuß, dann folgten noch einige. Wie die vielzitierten »Grüße aus dem Jenseits« zischten sie über sie hinweg. Kersten hörte deutlich das Durchladen der Gewehre im Russengraben.

Wie erstarrt lagen sie auf der verharschten Schneedecke, umspannten mit klammen Fingern ihre Pistolen und wagten sich erst nach minutenlangem Verharren wieder von der Stelle. Sie spürten keine Kälte, und auch der Eiswind, der ihre Gesichter peitschte, war nur wie eine ferne Berührung.

Etwa zwanzig Schritte links von ihnen lag ein kleiner Hügel, dessen Konturen sich im Mondlicht gegen den dunklen Nachthimmel abzeichneten.

Goretzki lief darauf zu. Er, Kersten und Welsch lagen kurz darauf mit klopfenden Herzen und starren Gliedern im Schnee und starrten ins Zwielficht.

Kersten spürte eine innere Unruhe. Einem Impuls folgend, kroch er an Goretzki vorbei die Höhe hinan. Es waren nur wenige Meter. Er hatte den höchsten Punkt eben erreicht und spähte in die Nacht, wo irgendwo der Tod lauerte. Der Mond war hinter einer Wolkendecke verschwunden, es war dunkel geworden.

Der Nachthimmel hob sich vom Weiß der Landschaft ab. Nur undeutlich vermochte Kersten die Konturen zu unterscheiden. Da! Was war das? Kerstens Atem ging schneller. Jetzt erkannte er einige ineinander verschobene Silhouetten, die sich gegen den um eine Nuance helleren Horizont abzeichneten. Sie wuchsen allmählich ins Schemenhaft. Der verharschte Schnee knirschte leise unter vielen Schritten: Russen!

Schnell ließ Kersten sich den Hang hinunterrollen und landete direkt vor Goretzkis Pistolenmündung.

»Da kommen Russen!« flüsterte er dem Oberfeldwebel ins Ohr, preßte dann seinen Leib fester an den Schnee. Im

Unterbewußten erwartete er, daß irgend etwas geschehe. Aber es geschah nichts. Nur der Schnee knirschte weiterhin unter den Schritten der Rotarmisten.

»Einer muß dableiben und sie ablenken, sonst schnappen sie uns alle«, sagte Goretzki.

»Ich mache es«, erwiderte Kersten, »haut ab!«

Die weghuschenden Gestalten entfernten sich schnell, waren kurz darauf schon weit weg und tauchten in die dunkle Mauer der Nacht.

Doch Kersten bemerkte es nicht. Er dachte nur an die Russen hinter dem kleinen Hügel.

Kehlige Laute waren zu hören und wurden immer deutlicher. Noch einige Atemzüge, dann glitt Kersten auf den Hügelrand. Im nächsten Moment feuerte er auf die schemenhaften Gestalten.

Er drückte immer wieder den Abzug, doch dann folgte kein Knall mehr. Ladehemmung!

Die Rotarmisten hatten sich von ihrer ersten Überraschung schnell erholt und erwiderten das Feuer. Da ließ sich Kersten den Hang hinunterrutschen, kullerte noch eine Strecke durch den Schnee. In wilden Zickzacksprüngen lief er dann um sein Leben.

Ausgepumpt erreichte er den Sicherungstrupp, wo Goretzki und Welsch ohne viel Hoffnung warteten. Sie konnten es nicht fassen, daß es Kersten nicht erwischt hatte. Es war wirklich ein großes Glück gewesen.

Beim Gegner flackerte die erste Leuchtkugel hoch. Sie zogen sich schnell zurück, denn sie ahnten, was nun kommen würde.

Feuerpilze detonierender Wurfgranaten lärmten kurz darauf durch das Niemandsland. Kersten und die anderen hasteten durch den tiefen Schnee, der Stellung entgegen.

Nach endlosen Minuten sprangen sie erschöpft in den eigenen Graben, hockten mit keuchenden Lungen da, noch

ganz im Bann des Geschehens.

Weihnachten. Eine längst versunkene Welt der Erinnerung an glückliche Tage. »Frieden den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!«

Das war die Botschaft, die zeitlos über den Jahrtausenden schwebend, den Menschen Hoffnung und Kraft geben sollte.

Aber waren sie nicht alle hier guten Willens? Und doch mußten sie frieren, hungern und töten. Und für die dort drüben, die sechshundert Meter entfernt ein ähnlich hartes Los ertragen mußten, galt das gleiche, unerbittliche Gesetz. Die Heilige Nacht war entheiligt, und das Inferno der Feuertürme verwüstete auch in dieser Nacht die Erde, verschlang Menschen, Waffen und Gerät.

Es war kein Frieden mehr auf Erden für Menschen wie sie. Der Wille des Einzelnen galt nichts. Weltanschauungen prallten aufeinander, und der Mensch vegetierte in Erdlöchern. Wie reißende Wölfe zerfleischten sie sich gegenseitig und kannten keine Gnade.

In diesen Tagen begann Kersten oft, an dem Gott seiner Kindheit zu zweifeln. Er sah die Welt aus einer anderen Perspektive.

Seine Gedanken bewegten sich zwischen Erkenntnis und Zweifel. An der unsichtbaren Grenze des Nichtbegreifens prallten seine Gedanken wie an einer Mauer ab, verwirrten ihn und ließen ihn schwanken zwischen Glauben und verzweifelter Resignation.

Er saß auf einer Pritsche im Bunker. In der Nähe krachte ein Gewehrschuß. Noch ehe er dazu kam, der Sache nachzugehen, kam Wanta herein. In der rechten Hand hielt er eine tote Eule, in der linken den Karabiner, und in seinem gutmütigen Bauerngesicht stand so etwas wie Genugtuung darüber, daß er einen guten Schuß getan hatte. Über das graubraune Gefieder des Nachtvogels sickerte frisches Blut, tropfte langsam auf den

Lehmboden des Unterstandes, färbte ihn dunkel.

Umständlich hing Wanta sein Gewehr an die Bunkerwand, legte dann den toten Vogel wie eine kostbare Beute auf die Erde. »Ich werde ihn über die Tür unseres Bunkers nageln«, sagte er.

Kersten sah ihn erstaunt an.

»Das bringt Glück«, erläuterte Wanta und machte sich an die Arbeit.

Vielleicht bringt es wirklich Glück, dachte Kersten. Er zog die Tarnjacke über und ging hinaus in die Stellung. Eine große Unruhe war in ihm, die Ahnung kommenden Unheils.

Tags darauf sickerten die ersten Gerüchte durch. Der Russe war im Nordabschnitt der Ostfront zu einer Großoffensive angetreten. Von Reshew bis hinauf nach Leningrad stand die Front in Flammen.

Gerüchte mehrten sich, die besagten, der Feind sei bei Oranienburg und Nowgorod durchgebrochen.

Es schien nur noch eine Frage von Stunden oder Tagen zu sein, dann mußte diese Flut sie auch hier erfassen.

Es war wirklich so: Der Gegner kam mit Hunderten von Panzern, und die Front war in Bewegung gekommen. Zwanzig, dreißig und mehr Kilometer breite Frontlücken entstanden, wo kein deutscher Soldat mehr stand. Die Katastrophe schien unabwendbar, ganze Divisionen flohen ohne Ordnung nach Westen.

Durch Flugblätter hatte der Russe ein noch furchtbareres Stalingrad angekündigt. Diesmal beabsichtigte er, die ganze Heeresgruppe Nord zu vernichten.

Während Kersten die ersten Informationen zur Kenntnis nahm, tobte vor Leningrad und beiderseits Nowgorods der erbitterte Kampf der Winterschlacht.

*

Zu jener Zeit etwa, als Wanta die Eule vor den Eingang des Bunkers nagelte, schrillte beim Stab der Heeresgruppe Nord in Pleskau der Feldfernsprecher.

Der Chef des Stabes, Generalleutnant Kinzel, nahm den Hörer ab. Am anderen Ende der Leitung war General der Artillerie Hansen, der die 16. Armee führte. Er sagte:

»Starke russische Verbände der 2. Baltischen Front*, unterstützt von zahlreichen Panzerbrigaden und Schlachtfliegern, haben beiderseits Nowgorods die 30. ID und die 21. Luftwaffenfelddivision angegriffen und die Front durchbrochen. Sie befinden sich im Vorgehen auf Schimsk.«

Kinzel blickte auf die Karte. Es war genau an der Naht zwischen der 18. und 16. Armee. Der Russe suchte sich mit Vorliebe solche Nahtstellen aus, weil hier die Befehlsführung immer Schwächen aufzuweisen hatte.

»Die Frontlücke ist mehr als 30 km breit und 20 km tief«, fuhr General Hansen mit erregter Stimme fort.

Generalleutnant Kinzel räusperte sich und überlegte, wie die Lage zu retten sei. Im Norden, bei Oranienbaum, am Wolchow, an den Ssinjawino-Höhen, standen die Divisionen der 18. Armee in erbitterten Abwehrkämpfen gegen die weit überlegenen Verbände der russischen Leningrader- und der Wolchow-Front. Begünstigt durch schneidende Kälte und ununterbrochene Schneestürme hatten die Sowjets fast überall tiefe Einbrüche erzielt. Die 18. Armee wehrte sich verzweifelt, doch es gab nur eine Rettung: Rückzug, um der drohenden Einschließung zu entgehen. Und nun auch noch am linken Flügel der 16. Armee.

Noch bevor Kinzel etwas sagen konnte, hörte er wieder die Stimme des Führers der 16. Armee:

»Ich habe die 8. Jägerdivision sofort aus der Stellung an der Redja herausgezogen und in Richtung Schimsk-Nowgorod in Marsch gesetzt, damit wir erst mal den russischen Einbruch

* vergleichbar mit einer deutschen Heeresgruppe

auffangen können.«

Damit war das Gespräch beendet.

*

In dieser Stunde gingen beim Stab der 8. Jägerdivision die Befehle über die Feldfernsprecher an die Regimenter und Bataillone der schlesischen Jäger.

Leutnant Magdorf saß in seinem Bunker und plante für die kommende Nacht den Stoßtrupp, den Goretzki mit Kersten vorbereitet hatte, um endlich Gefangene einzubringen. Der Feldfernsprecher summte. Magdorf nahm den Hörer ab. Hauptmann Bleichwitz, der Bataillonskommandeur, war am Apparat.

»Magdorf, sofort marschbereit machen. Wir werden herausgezogen, noch heute. Der Iwan ist bei Nowgorod durch. Wir sollen ihn aufhalten.«

Magdorf zerknüllte die Skizze, die er für das Stoßtruppunternehmen mit ein paar Strichen hingeworfen hatte.

»Zu Befehl, Herr Hauptmann. Ich werde sofort das Erforderliche veranlassen.«

Minuten später rannten die Melder des Kompanietrupps zu den Zügen, um die Kompanie zu alarmieren.

Magdorf blickte sich im Bunker um. Er ahnte, daß sie jetzt für lange Zeit keinen Bunker mehr haben würden, der ihnen Schutz vor der Kälte und feindlichem Feuer geben würde. Mit einem Ruck erhob er sich, nahm die Karte und breitete sie auf dem Tisch aus, fuhr mit dem Stift die Rollbahn nach Schimsk-Nowgorod entlang bis zum Ilmensee.

Er konnte sich das Gelände dort vorstellen und schloß einen Moment die Augen: undurchdringliche Urwälder, zugefrorene Sümpfe, endlose, schneebedeckte Steppe, darin einzelne kleine Dörfer mit ärmlichen Katen.

Kersten war draußen in der Stellung. Er stand im MG-Stand,

hatte das Glas an den Augen und blickte zur russischen Stellung hinüber.

Die Russen schanzten. Er konnte es deutlich erkennen. In regelmäßigen Abständen sah er in der Wintersonne blinkende Spaten hochfliegen. Wenn der Iwan schanzt, dann wird er in der Stellung bleiben wollen, sinnierte er. Aber das konnte auch eine Täuschung sein.

Vor einigen Tagen hatte er sie auch beim Schanzen beobachtet und daraufhin beschlossen – da die eigenen Granatwerfer und die Artillerie der Division mit der Munition sparsam umgingen – zur Selbsthilfe zu greifen. In einem verlassenen Unterstand hatte er einen leichten Granatwerfer mit genügend Munition gefunden. Die Einheit, die vor ihnen hier in Stellung gelegen hatte, hatte ihn offenbar vergessen.

Er hatte mit Zander und Kruse den Granatwerfer gereinigt und in Stellung gebracht. Dann hatten sie damit geschossen. Die ersten Granaten – die Munition war wohl nicht mehr in Ordnung – fielen zwanzig, dreißig Meter vor die eigene Stellung, ohne zu krepieren. Blindgänger!

Doch das dicke Ende kam hinterher. Der Gegner beantwortete ihren Beschuß mit einem halbstündigen Trommelfeuer. Da war ihnen die Lust vergangen, Goretzki hatte getobt. Kersten hatte den Granatwerfer wieder abbauen müssen, und auch Leutnant Magdorf hatte sie alle zusammengestaucht.

Während Kersten daran dachte, hörte er Schritte im Laufgraben.

Grabow, der Zugmelder, keuchte heran.

»Kompanie sofort fertigmachen! Wir werden heute noch herausgezogen.«

Kersten zerpreßte einen Fluch. Wanta, der auf MG-Posten stand, blickte mit großen Augen auf ihn und Grabow.

Der Gefreite ging zurück zum Gruppenbunker und ließ packen. »In einer Viertelstunde seid ihr fertig«, befahl er den

Männern seiner Gruppe und ging wieder hinaus.

Goretzki rief ihn zu sich herüber und sagte:

»Wir werden auf Lkw verladen. Es geht nach Schimsk und dann in Richtung Nowgorod. Der Russe ist dort durch. Lage völlig unklar. Das wird eine große Schweinerei werden.«

»Ich habe es mir gedacht«, nickte Kersten, daß wir bald dran sind.«

Der Oberfeldwebel hörte nur halb hin, in seinem Kopf zogen die Gedanken weite Kreise. Er hatte das alles schon einmal mitgemacht. Nur Steppe, Wald und Schnee und klirrender Frost, kein schützender Bunker.

Kersten drehte sich um und ging zu seiner Gruppe zurück. Und dann saßen sie im Bunker und warteten. Schließlich war es soweit.

So weit das Auge reichte, war das Land eingehüllt in eine weiße Decke. Der graue Himmel darüber dehnte sich schneeträchtig. Die Luft war mit einem eisigen Ostwind erfüllt, der den Schnee in langen Fahnen über die Steppe fegte. Frierend kauerte Kersten mit seiner Gruppe auf dem Lkw, der über vereiste Rollbahnen und Knüppeldämme nordostwärts holperte.

»Ich sage euch«, orakelte Bingel, »das wird ein ganz großer Mist!«

Schweigend hockten die anderen da und hingen ihren Gedanken nach.

»Daß es keine Erholungsreise wird, wissen wir«, sagte Kersten unwillig.

Bingel schwieg, während die anderen Soldaten ihre Köpfe noch mehr hängen ließen. Pfeifer, der Kleinste und Schwächste der Gruppe, war noch ein halbes Kind.

Kersten fixierte sie der Reihe nach. Wer würde von ihnen übrigbleiben? Er versuchte, im fahlen Licht des trüben Wintertages in ihren Gesichtern zu lesen. Doch sie verbargen all das, was sie innerlich empfanden, hinter starren Zügen.

Ein Treck russischer Flüchtlinge kam ihnen entgegen, beladen mit der Last ihres Schicksals und der wenigen Habe, die der Krieg ihnen gelassen hatte. Sowjetische Jagdflieger jagten in geringer Höhe über die Rollbahn und beschossen im Tiefflug auch den Zug des Elends mit ihren Bordwaffen.

Männer, Frauen, Greise und Kinder, dazwischen halbverhungertes Vieh – so bewegten sie sich mühsam vorwärts. Kilometerweit hinter ihnen zog sich eine blutige Spur durch den Schnee. Die da oben kannten offenbar keine Gnade. Sie schossen alles zusammen, was ihnen vor die Mündung kam. Oder es war eben ein Irrtum gewesen.

Woina! Woina! Krieg! Krieg!

Zwei Tage und Nächte dauerte die Fahrt. Fast 48 Stunden hockten die Jäger frierend auf dem Lkw. Am dritten Tag, gegen Mittag, erreichten sie ein kleines Katendorf an der Rollbahn Schimsk-Nowgorod: ein Dutzend windschiefer, strohgedeckter Häuser.

Es war eines jener verlassen Dörfer, aus denen der Krieg die Menschen vertrieben hatte. In der Siedlung herrschte gespenstische Stille. Kein Gefechtslärm drang von der Ferne herüber, die Front lag irgendwo verborgen wie ein lauerndes Tier.

Mit steifen Körpern sprangen sie von den Fahrzeugen, schüttelten den Frost aus den Gliedern, Magdorf tauchte auf und befahl mit scharfer Stimme:

»Kompanie sofort fertigmachen zum Einsatz!«

Hauptfeldwebel Sommer ging aufgeregt von Gruppe zu Gruppe und gab Befehl zum Essenempfang. Magdorf schrie dazwischen: »Abmarsch!«

Die Front wartete nicht. In Schützenreihe zogen sie los, noch bevor eine Gruppe Essen empfangen hatte.

Sie folgten der Rollbahn, die sich wie ein langes, weißes Band mit schwarzen Rändern auf den fernen Wald hinzog. Goretzkis Zug machte die Spitze, Kerstens Gruppe führte.

Dann kam Leutnant Magdorf mit zwei Meldern und übernahm, von Goretzki gefolgt, die Führung. Sie unterhielten sich erregt, ohne daß Kersten viel verstanden hätte. Er hörte nur immer wieder »Frontlücke« und Namen von Dörfern und Ortschaften, die er nicht kannte.

In jedem Schneeloch und jeder Waldlücke lauerte der Tod. Niemand wußte, wo die Front lag. Sie war nur noch eine Linie auf den Karten der Stäbe. Dort, wo sie auf den Feind stoßen würden, war Front. Es war ein blindes Vortasten.

Nach einigen Kilometern lag neben der Rollbahn eine umgekippte Feldküche. Kerstens Blick glitt tastend über das Fahrzeug. Er sah dann einige Gurte MG-Munition, zwei tote Soldaten in Luftwaffenuniformen lagen daneben.

Kersten befahl: »Wir nehmen alle Munition mit. Wir werden sie brauchen!«

Bingel stellte sich schwerhörig und trottete, den mit dem MG und Munition beladenen Akja* hinter sich herziehend, weiter.

»He, Bingel!« brüllte Kersten wütend. »Komm schon her!«

Murrend löste er den Gurt des Akja von seiner Schulter und übernahm die Munition. Pfeifer, Wanta und Zander kamen mit stumpfen Gesichtern herbei und nahmen ebenfalls welche mit.

Am späten Nachmittag erreichten sie das Dorf Meschedo. Es lag verlassen da, tot, ausgestorben. Eines der zahllosen Gespensterdörfer im Ingermanland zwischen Leningrad und den Waldai-Höhen.

Sie standen unweit des Dorfes, während Leutnant Magdorf mit den Zugführern an Hand der Karte die Lage erörterte. Vom Russen war weit und breit nichts zu sehen.

Die Männer der Elften glichen in ihrer weißen Tarnkleidung einer Herde, die wartet, was das Leittier tun wird.

Goretzki löste sich aus dem Pulk und kam auf Kersten zu:

»Sofort hinter dem Schneezaun entlang der Rollbahn eingraben.« Er sagte es so dahin, als sei das bei 25 Grad Frost

* kleiner Schlitten

eine Kleinigkeit.

Kerstens Gruppe übernahm den rechten Flügel des Kompanieabschnitts, der bis an das erste Haus des Dorfes heranreichte. Zwischen dieser Kate und den letzten beiden Schützen seiner Gruppe wurde noch ein sMG eingebaut.

Sie begannen, Schneelöcher zu graben, mühten sich aber vergeblich, in die hartgefrorene Erde zu kommen. Der Boden war wie Stein. So sehr sie auch mit den kurzen Feldspaten herumfuhrwerkten – es war nichts zu machen. Nachdem Kersten zwei Spaten zerbrochen hatte, war er fünf Zentimeter in die Erde gekommen.

Während sich die Abenddämmerung über das schneebedeckte Land senkte, hatten sie die Löcher fertig; tiefer in die Erde gekommen waren sie jedoch nicht.

Mit der zunehmenden Kälte sank auch die Stimmung. Im Angesicht der schützenden Kate, in der ein Lehmofen stand und Holz in Hülle und Fülle vorhanden war, hier draußen in einem Schneeloch zu liegen und wie ein Hund zu frieren, war ein arges Übel. Die Nacht deckte den Mantel der Finsternis über das Land. Die Kälte kroch in ihre Glieder, fraß sich bis ins Mark und ließ sie nicht mehr los. Ein eisiger Wind blies dazu mit mächtigem Odem in die halberfrorenen Leiber.

Um wenigstens dem Eiswind zu entrinnen, baute Kersten mit Bingel eine Schneehöhle, in der sie sich abwechselnd verkrochen. Die endlos währende Nacht ging zu Ende, ohne daß es zur Feindberührung kam.

Ein wärmender Bunkerofen, ein schützender Graben – das lag weit zurück! Es gab nur Schnee, Kälte und den Eiswind.

Am Morgen krochen sie gleich Tieren, die ihren Winterschlaf unfreiwillig unterbrechen müssen, aus den Schneelöchern und liefen stampfend durch den Schnee, um die erstarrten Glieder durch die Bewegung aufzuwärmen. Das Tageslicht brachte wieder Form und Gestalt in die bei Nacht unförmig erscheinende Masse. Und wo Licht war, da war auch

Hoffnung.

Sie hatten den Gegner fast vergessen. Hier war ein anderer Feind: der russische Winter! Der Kampf galt jetzt der Natur, um zu überleben. In kleinen Gruppen liefen die Jäger in das verlassene Dorf hinein. Beladen mit Brettern, Ballen, Heu, alten Türen und Fenstern, stapften sie über die Rollbahn zurück zu ihren Löchern.

Kersten sah dem Tun skeptisch zu und blickte dann über die Kameraden zu dem jenseits der Rollbahn gelegenen Hochwald. Wenn der Russe kam, war es vollkommen gleichgültig, ob sie auf einer alten Tür oder im blanken Schnee lagen. Der Tod würde nicht danach fragen, ob sie auf der blanken Erde oder auf einem Bündel Heu starben.

Drüben am Hochwald tauchten einige Gestalten auf; erst drei, vier, in weißen Schneehemden, dann folgten fünf, sechs weitere ohne Tarnkleidung.

Mit klammen Händen riß Kersten das Glas an die Augen und sah hinüber. Russen! schoß es ihm durch den Kopf.

Er schickte Pfeifer sofort zu Goretzki, um Meldung zu machen. Die Gestalten standen immer noch unschlüssig am Waldrand, spähten zur Rollbahn, tauchten dann wieder im schützenden Gehölz unter.

Pfeifer kehrte nach einer Weile zurück und keuchte über seine blaugefrorenen Lippen:

»Eigener Spähtrupp ist unterwegs. Wir sollen nicht schießen, sagt der Oberfeldwebel.«

»Verdammt!« fluchte Kersten. »Ich kann doch wohl noch einen eigenen Spähtrupp von Russen unterscheiden!«

Der andere stand ratlos da, und in Kersten wallte der Zorn hoch.

Die Jäger kümmerten sich nicht um das Palaver, zogen gleichgültig über die Rollbahn und taten so, als ob sie der Krieg nichts mehr angehe.

Erneut setzte Kersten den Feldstecher an seine Augen und

suchte den Waldrand ab. Nach wenigen Minuten kamen die Gestalten wieder aus dem Gehölz heraus. Dieses Mal blieben sie nicht mehr unschlüssig stehen, sondern stapften in einer langen Reihe durch das zwischen der Rollbahn und dem Hochwald gelegene Kusselgelände auf das Dorf zu. Sie kamen langsam näher, und deutlich erkannte Kersten, daß es Rotarmisten waren.

»Runter von der Rollbahn, der Iwan ist da!« schrie er wütend.

Die anderen lachten. Einige tippten sich an die Stirn. Zu allem Unglück kam von links auch noch die Meldung durch:

»Nicht schießen, eigener Spähtrupp.«

Es befand sich tatsächlich ein eigener Spähtrupp im Vorfeld, doch der Teufel mochte wissen, wo. Hier aber war er bestimmt nicht.

Der Gruppenführer Kersten war wohl der erste, der den verhängnisvollen Irrtum erkannte. Die Jäger ließen sich in ihrer Tätigkeit des »Organisierens« nicht stören, sondern zogen stur weiter ins Dorf und zurück. Erst als der Schuß eines voreiligen russischen Schützen die Stille jäh zerriß, war die Rollbahn wie leergefegt.

Wenig später lagen die Männer wieder in ihren Schneelöchern. Keiner, der vor Sekunden an ein paar alte, morsche Bretter oder ein Bündel Heu gedacht hatte, verschwendete jetzt auch nur einen Gedanken an diese Dinge, denn der Feind war da.

Kerstens Blick glitt über die mit Brettern und Heuresten bedeckte Rollbahn, wanderte hinüber zu den Kusseln, wo die Rotarmisten in einer langen Reihe aus dem Wald heraus auf die Rollbahn und das Dorf zuströmten.

Ein baumlanger, breitschultriger Mann in weißem Tarnzeug ging an ihrer Spitze. Ab und zu verharnte er, spähte zur Rollbahn und zum Dorf hinüber, um dann mit stoischem Gleichmut weiterzumarschieren. Gab es denn so etwas? Dachte

der Russe nicht daran, daß jeden Moment der Teufel los sein konnte?

In höchster Spannung lagen die Jäger in ihren Schneelöchern, spähten durch die Lücken des Schneezauns und umklammerten mit steifen Händen den kalten Stahl der Waffen. In ihren Augen war ein unruhiges Flackern.

Kersten kroch von Loch zu Loch und befahl:

»Laßt sie ganz nahe herankommen!«

Die Soldaten nickten stumm, starrten mit maskenhaften Gesichtern auf die Steppe, wo die Russen in einer umständlichen Flankenbewegung dem ersten Haus des Dorfes zustrebten.

Kaum hundert Meter betrug die Entfernung noch!

»Die sind entweder lebensmüde oder betrunken«, sagte Bingel.

Die Rotarmisten dachten nicht daran, sich kriegsmäßig zu benehmen, sondern erweckten eher den Eindruck von Zivilisten, die vom Holzfällen heimkehrten und ihrem Dorf zustrebten.

Plötzlich fiel Kersten ein, daß Pfeifer ein Gewehr mit Zielfernrohr hatte. Er hastete zu dem Kameraden hinüber, der mit Wanta in einem Loch lag.

»Gib mir dein Gewehr!«

Pfeifer sah ihn erstaunt an, gab ihm aber dann die Waffe.

Kersten kniete sich in den Schnee, legte das Gewehr mit dem Lauf auf den Schneezaun und zielte durch das Zielfernrohr auf den breitschultrigen Russen im weißen Tarnzeug, der an der Spitze ging.

Der Schuß lärmte wie ein Peitschenhieb durch die Stille. Der hochgewachsene Mann, der den Zug führte, warf die Arme in die Luft und brach dann zusammen.

Schüsse peitschten jetzt hin und her, das sMG nebenan tackte mit seinem nerventötenden Geratter dazwischen. Dann war es wieder ruhig. Die Russen waren hinter den Kusseln in

Deckung gegangen. Vereinzelt drang das Stöhnen Verwundeter herüber.

Kersten lag hinter dem Schneezaun und beobachtete.

Es dauerte nur wenige Minuten, da sprangen die Rotarmisten wieder auf und liefen mit lautem »Urrää«-Geschrei auf das Dorf zu. Das sMG jagte wieder einige kurze Feuerstöße hinaus, dann war es wieder vorbei.

So plötzlich, wie der Angriff begonnen hatte, brach er zusammen. Die anderen dort drüben waren nun offenbar zu der Einsicht gelangt, daß es so nicht ging.

Kurz darauf trug der Wind das Klappern der Spaten herüber. Sie begannen, sich einzugraben.

Der trübe Wintertag ging zur Neige. Immer noch kauerten Kersten und seine Männer in den Schneelöchern, starrten mit müden Augen in das Weiß des Vorfeldes, von dem sich die dunklen Kusseln kontrastreich abhoben.

Der Gegner verhielt sich ruhig. Seine Bewegungen waren erstarrt wie das frostklirrende Land. Die Nacht sank nieder und bedeckte alles mit ihrer Finsternis. Es war eine dunkle Nacht. Nur der Schnee, der die Erde wie ein großes Laken bedeckte, warf einen hellen Schein in die Finsternis.

Kersten lag hinter dem MG. Die Kälte kroch in seinen Körper und wie ein schleichendes Gift in seine Glieder.

Angestrengt blickte er auf die Vielfalt gespenstischer Schatten, die durch die Nacht geisterten. Nicht nur mit den Augen, die müde geworden waren vom ständigen Blinzeln in den Schnee, mit allen Sinnen wachte er. Kein Laut störte die Stille der Nacht. Nur hin und wieder glaubte Kersten, das Geräusch durch den Schnee schleichender Schritte zu hören. Doch es war wohl nur der Wind, der mit seinem eisigen Hauch am dünnen Gezweig der Kusseln zerrte. Allmählich verfiel Kersten in ein leichtes Dahindämmern.

Erst als die monotone Stimme des Postens von der sMG-

Gruppe an sein Ohr drang: »Halt, wer da! Kennwort!«, schrak er auf.

Dreimal wiederholte der Soldat seine Aufforderung, dann kreperte dicht vor der sMG-Stellung eine Handgranate, fast gleichzeitig rasselte die Waffe, und die nächtliche Stille wurde jäh zerhackt.

Nach wenigen Minuten herrschte wieder Ruhe, der Spuk war vorbei. Alle, die ihre wachfreie Zeit in einer Schneehöhle verbracht hatten, kauerten in ihren Löchern und erwarteten den Angriff des Russen.

Kersten weckte Bingel, damit er die Wache am MG übernehme und ging zu der sMG-Gruppe, die nahe dem ersten Haus des Dorfes in Stellung lag. Der Gruppenführer, Oberjäger Mattes, machte einen niedergeschlagenen Eindruck.

»Der Iwan sitzt im Haus. Verdammte Schweinerei! Wie kriegen wir den nur wieder raus?«

Kersten schoß eine Leuchtkugel in den Himmel und spähte im gleißenden Schein des Magnesiumlichts auf die Rollbahn und das Haus am Dorfrand. Nichts! Aber Gegner waren nun in dem einen Haus und vielleicht schon im ganzen Dorf. Man würde sie da schwerlich wieder herausbekommen, denn der Kampf ging nur noch um eine warme Unterkunft. Wer ein Dach über dem Kopf hatte, besaß die Chance, den harten Winter zu überleben, wer aber in der Steppe lag, Wind, Eis und Schnee schutzlos preisgegeben, war verloren.

Es galt also, schnell zu handeln.

»Komm mit!« raunte Kersten Mattes zu.

Langsam schlichen sie an das Haus heran, in dem der Gegner saß. Die Tür zur Scheune, die sich in der Mitte der Kate befand, stand halb offen. Kersten kroch hinein, zuckte aber schon im nächsten Moment wieder zurück.

Über ihm war das Heu in Brand geraten. Vielleicht war einem der auf dem Boden sitzenden Rotarmisten ein Streichholz aus der Hand gefallen.

Die ersten Flammen züngelten hoch, grünlicher Qualm stieg auf. Kersten hastete zum Schneezaun. Mit schußbereiter MPI stand er dahinter und wartete auf den Augenblick, wo die Gegner das brennende Haus verlassen mußten, wollten sie nicht bei lebendigem Leib verbrennen.

Es dauerte nur wenige Minuten, da stand die Kate in hellen Flammen. Rotarmisten sprangen aus dem Dachfenster in den Schnee und versuchten, die rettenden Kusseln jenseits der Rollbahn zu erreichen. Kersten schoß eine Leuchtkugel. Mit ihrem grellen Schein verwandelte sie die Nacht zum Tag, und Kugeln zischten über das Schneefeld. Schreie gellten durch das Zwielicht. Dann wurde es wieder still.

Oberjäger Mattes wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

»So ein armseliger Zufall!« murmelte er.

Kersten sah auf die Schneefläche hinaus. Seine Wangenmuskeln zuckten.

Das Feuer der brennenden Kate schlug jetzt höher. Funkensprühende Lohe wurde vom Wind davongetragen. Die Toten auf der Rollbahn schienen sich zu bewegen. Dann erlosch der Brand.

Den Rest der Nacht hockten sie frierend und hungernd in den Schneelöchern. Seit zwei Tagen hatten sie nichts mehr zu essen bekommen; die letzte Zigarette hatte Kersten mit Bingel, Wanta und Zander geteilt. Die trügerische Geborgenheit der Redja-Stellung, der armselige Bunker, in dem ein kleiner Ofen wohlthuende Wärme verbreitete, war nur noch ein Traum! Kerstens Gedanken irrten verloren durch die Januarnacht.

Der neue Tag kletterte im Osten mühsam über den dunklen Hochwald. Der Himmel war grau und voller Schnee. Mit gefühllosen Gliedern kauerten sie in den Löchern, im Magen bohrte der Hunger, in dumpfer Qual dämmerten sie dahin. Die Sekunden fielen wie langsam niedertaumelnde Schneeflocken in die Unendlichkeit der Zeit. Eine reihte sich an die andere,

Minute an Minute. Es wurden Stunden!

Sobald sie ihre Köpfe etwas über den Schneezaun hoben, krachte ein Schuß, oder eine MPi-Garbe ratterte pfeifend über sie hinweg. Bingel hockte mit blaugefrorenen Lippen neben Kersten.

Es war schon Tag, als Kersten hinter dem Hochwald die Abschüsse russischer Artillerie vernahm. Pfeifend gurgelten die Granaten heran und krepitierten im menschenleeren Dorf; die zweite Lage knallte etwa hundert Meter dahinter in die kleine Flußmulde. Die Erde bebte unter der Wucht der Detonationen. Fontänen sprangen gegen den Schneehimmel, Rauch wölkte empor. Kersten sah, wie die Einschläge immer näher auf die Stellung zukamen.

»Der Iwan wird uns mit seiner Ari fertigmachen«, sagte Bingel.

Kersten gab keine Antwort, er dachte an die armen Kumpels, die keinen Zentimeter in die Erde gekommen waren.

Mit dem Glas suchte er den Waldrand ab, wanderte mit seinen Augen über die Kusseln. Dann verharrte er und beobachtete einige Minuten. Einzelne Rotarmisten sprangen hoch, liefen zwanzig, dreißig Schritte und warfen sich wieder hin. So kamen sie langsam näher. Sie hatten in den vergangenen Tagen offenbar gelernt, daß es so einfach wie bisher nicht gelingen würde, die Deutschen aus der Stellung an der Rollbahn zu verjagen, um endlich in das Dorf zu gelangen.

»Sie kommen!« rief Kersten seinen Männern zu.

Er empfand bei diesem Angriff nicht mehr die erregende Spannung wie an den vorhergehenden Tagen. Mechanisch gab er dem MG Feuerbefehl. Die Garben peitschten über den Schnee, ließen ihn hochstäuben. Bingel schoß ungezielt. Kersten dachte an die Munition. Schließlich schmiß er sich hinter das MG, schob Bingel beiseite und feuerte kurze Garben auf die angreifenden Rotarmisten. Während er das MG wieder absetzte, sagte Bingel:

»Ein Glück, daß wir die Munition von der Feldküche mitgenommen haben.«

Der kleine Pfeifer kam angekrochen. »Ich habe keine Munition mehr«, sagte er aufgeregt.

Kersten nahm zwanzig Schuß aus dem letzten MG-Gurt heraus und gab sie ihm.

»Das ist die letzte Munition. Sei sparsam damit und schieße nur dann, wenn du sicher bist, zu treffen.«

Pfeifer nickte mit seinem rotgefrorenen Jungengesicht und kroch in sein Schneeloch zurück.

Warum kam auch kein Nachschub! Nichts zu essen, keine Munition! Die lassen uns hier vor die Hunde gehen, dachte Kersten bitter.

Daß der Troß bereits vor zwei Tagen von durchgebrochenen russischen Panzern niedergewalzt worden war, erfuhren sie erst später. Kersten kroch von Loch zu Loch und schärfte jedem ein, Munition zu sparen. Nachdem er zurückgekehrt war, rief Bingel:

»Sie greifen wieder an!«

Sie kamen wirklich, diesmal allerdings ohne Geschrei. Anscheinend hatten sie ihre Taktik geändert.

Kersten kauerte hinter dem Schneezaun, die MPi im Anschlag. Er spürte jetzt keine Kälte mehr und keinen Hunger.

Der erste Angreifer hatte den Zaun erreicht und schickte sich an, hinüberzuklettern. In diesem Moment drückte Kersten ab, und dann sah er das Gesicht des Sterbenden.

Es war ein schmales Gesicht mit hageren Wangen und geweiteten Augen. Die Pelzmütze war dem jungen Soldaten vom Kopf gefallen, helles Haar hing wirr um seine Stirn, Der Schnee färbte sich dunkel, dann kam der Tod.

Trotz seines eigenen Elends griff dieser erschütternde Anblick Kersten ans Herz. Noch nie hatte er so etwas aus nächster Nähe beobachtet. Erst eine dicht an seinem Kopf vorbeipfeifende Kugel riß ihn wieder in die grauenerfüllte

Wirklichkeit zurück.

Sie wußten später nicht mehr genau, wie oft der Russe angegriffen hatte. Trotzdem würde er es sicherlich immer wieder versuchen – bis er die Front durchbrochen hatte.

Eine jähe Unruhe trieb Kersten aus dem Schneeloch. Geduckt lief er zu der sMG-Gruppe, die mit schwerem Schanzzeug so etwas wie einen Unterstand zuwege gebracht hatte.

Einer der Soldaten fingerte gerade an einer russischen Panzerbüchse herum, die er unweit der in der Nacht abgebrannten Kate gefunden hatte.

Kersten bemerkte, daß ein neugieriger Ausdruck auf seinem Gesicht lag. Es war fahl vom fehlenden Schlaf und gezeichnet vom Hunger, die Augen lagen tief in den Höhlen.

Nachdem er es herausgebracht hatte, wie die Panzerbüchse funktionierte, blickte er triumphierend drein, als ob er soeben eine große Entdeckung gemacht hätte.

Jetzt kroch er aus dem Unterstand, näherte sich dem Schneezaun, legte die Panzerbüchse auf, zielte und drückte ab. Ein harter Knall lärmte in die Stille, der Rückstoß schleuderte ihn fast zu Boden, dann brach er lautlos zusammen.

Aus der Brust sickerte ein breiter Strom Blut, färbte den Schnee hellrot. Ein wimmerndes Stöhnen drang aus dem verzerrten Mund.

Entsetzt sprangen Kersten und Oberjäger Mattes hinzu, zerrten den Unglücklichen in den Unterstand und verbanden ihn. In dem stummen, gequälten Blick stand die Angst, die immer an der Schwelle des Todes steht.

»Hoffentlich hält er bis zum Abend durch«, sagte Mattes leise und legte eine Decke über den Kameraden, der nur eine Panzerbüchse ausprobieren wollte. Eine Sekunde Leichtsinn konnte ihm nun das Leben kosten.

Kersten, von der sMG-Gruppe zurück, hockte wieder frierend in seinem Loch, Bingel lag neben ihm. Abwechselnd

spähten sie durch den Schneezaun auf die Steppe.

Hin und wieder sahen sie einen Russen in kurzen Sprüngen davonlaufen. Gestern hatten sie noch auf jede Bewegung geschossen, doch nun taten sie es nicht mehr.

Nur die Kälte und der Hunger schienen noch Bedeutung zu haben, und Kersten spürte den Zweifel, der in seinem Innern bohrte und nagte.

Seine Gedanken zogen enge Kreise, suchten nach einem Ausweg. Aber es gab keinen. Sie hatten hier dieses Katendorf an der Rollbahn Schimsk-Nowgorod zu verteidigen. Bisher war es ihnen gelungen, aber wie würde es weitergehen?

Bingel schlug im Liegen die Füße gegeneinander, um die Kälte aus ihnen zu vertreiben. Dann sagte er: »Was sollen wir machen, wenn die Munition zu Ende ist?«

Kersten starrte mit unbeweglichem Gesicht vor sich hin. Nach einer Weile sagte er:

»Dann holen wir uns beim Iwan Munition.«

Der andere sah ihn ungläubig an, schüttelte dann den verummten Kopf und schwieg.

Ein peitschender Knall zerriß ihre Gedanken. Es hörte sich an, als ob Metall gegen Metall schlagen würde. Der Einschlag lag mitten auf der Rollbahn, eine Fontäne von Rauch und Erde wölkte empor, hartgefrorene Erdklumpen klatschten auf Kerstens Rücken.

Der Schmerz war weit weg. Bevor er begriffen hatte, raste die nächste Granate heran, bohrte sich in die frostharte Erde und riß einen meterbreiten dunklen Trichter in das weiße Schneefeld. Der Einschlag lag kaum drei Meter hinter ihrer Stellung.

Und wieder war der dröhnende Detonationsknall da, der Rauchpilz, niederklatschende Erdbrocken und singende Splitter.

Die Kanonade dauerte mehr als eine halbe Stunde. Und sie lagen nur da, krallten sich in die beinhart gefrorene Erde und

warteten auf das Ende. Der Russe schoß mit seiner gefürchteten »Ratschbum«; eine Mehrzweckkanone vom Kaliber 7,62-cm, die er auch als Pak einsetzte. Das Geschütz mußte jenseits der Rollbahn am Waldrand in Stellung sein.

Und während die lärmenden Detonationen den Wintertag erfüllten, spürte Kersten eine ohnmächtige Wut in seinem Innern. Dieses wehrlose Daliegen zerrte an seinen Nerven. Wieder kreperte in der Nähe eine Granate, ein zentimeterlanger Splitter zerfetzte Kerstens Kartentasche, die er auf dem Rücken am Koppel trug. Und dann brach das Feuer abrupt ab.

»Sie kommen!« rief Kersten seinen Männern zu.

Mit dampfenden Fahnen vor den Mündern, hasteten Rotarmisten über die Steppe, erreichten die Kusseln und stürmten weiter.

Kersten sprang an das MG, legte es auf den Schneezaun und feuerte. Das sMG hämmerte mit hektischem Rattern dazwischen. Wanta, Zander und Pfeifer kauerten hinter dem Schneezaun und feuerten mit ihren Karabinern. Etwa dreißig Schritte vor dem Schneezaun jenseits der Rollbahn blieben die Russen liegen. Einzelne krochen zurück, suchten hinter Sträuchern Deckung.

Langsam setzte Kersten das MG ab. In seinen Augen war ein Ausdruck von Müdigkeit. Bingel nahm die Waffe an sich, wechselte den Lauf und machte sie wieder schußfertig. Die Stille war lauernd, unwirklich.

Kersten reckte sich aus seinem Schneeloch und rief seinen Männer zu: »Munition sparen!«

Abgrundtiefe Bitterkeit erfüllte ihn. Da sollten sie den Feind abwehren und wußten, daß die Munition beim nächsten Angriff zu Ende sein würde. Der Russe hatte Artillerie und seine »Ratschbum«, und sie nicht einmal genügend Munition für ihre Handfeuerwaffen ...

Hin und wieder drang in die Stille über der Steppe der

klagende Ruf eines verwundeten Rotarmisten. Es war bereits merklich dunkler geworden. Die Nacht war nicht mehr fern.

Kersten ging von Loch zu Loch und schärfte den anderen ein, aufzupassen, möglicherweise werde der Gegner es in der Dunkelheit nochmals versuchen.

Frierend lagen sie in ihren Schneelöchern, und in ihren Leibern bohrte der Hunger.

»Und wenn der Iwan mit Panzern kommt?« fragte Bingel in die Stille.

Kersten sah ihn an, und er las im Gesicht des Kameraden die Angst und zugleich die Antwort.

»Dann ziehen wir uns in die Bachmulde zurück. Das Ufer ist steil, da wird er mit seinen Panzern nicht hinfahren.«

Er glaubte selbst nicht an das, was er Bingel eben erwidert hatte. Aber was hätte er ihm sagen sollen?

Es wurde Nacht. Kersten wußte nicht mehr, die wievielte Nacht es war, die sie frierend im Schneeloch verbrachten. Aber es war nicht nur die Kälte, die sie peinigte. Der Hunger bohrte in ihren Leibern. Sie lebten seit Tagen von der Substanz. Ihre Körper waren durch Hunger und Frost ausgemergelt. Der physische Auflösungsprozeß vollzog sich Schritt für Schritt. Seelisch zermürbte sie der Gedanke, bald keine Patrone mehr zu haben. Mit Sorge erwarteten sie den neuen Tag und den Angriff des Russen. Mit den wenigen Schuß Munition, die ihnen geblieben waren, würden sie ihn nicht abwehren können.

»Da sollen wir diesen verfluchten Krieg führen«, ächzte Bingel, »keine Munition, nichts zu essen und dann die beschissene Kälte, die einem den Hintern gefrieren läßt.«

Der Posten am sMG rief:

»Halt! Wer da, Kennwort?«

Sie horchten lauernd in die Stille.

Sekunden vergingen, ohne daß eine Antwort erfolgte. Dann feuerte das sMG, und noch im Rattern der kurzen Garbe klang der klagende Schrei eines Menschen durch die Nacht. Die

Schüsse verloren sich in der Finsternis, nur noch ein leises Wimmern war zu hören.

Mit steifen Gliedern sprang Kersten aus seinem Loch und lief zu der sMG-Gruppe hinüber.

Ein Jäger der 12. Kompanie war auf dem Weg ins Dorf gewesen, um Heu zu holen. Statt hinter der Stellung entlangzugehen, hatte er die Rollbahn benutzt. Der Posten am sMG, mißtrauisch durch die Erfahrungen der vorletzten Nacht, rief diesmal nicht wie üblich dreimal, sondern nur einmal, und als keine Antwort kam, hatte er geschossen.

Sie holten den Kameraden in den Unterstand und verbanden ihn. Die Garbe hatte ihm die Hüfte zertrümmert. Er würde zeitlebens ein Krüppel bleiben, wenn er überhaupt jemals hier herauskam. Niemand kannte den Weg zum Verbandsplatz.

Gegen Mitternacht hörte Kersten in der Ferne ein dumpfes Grollen und Rumoren. Gleich einem plötzlichen Gewitter brach es los, schien ständig näher zu kommen. Der Himmel färbte sich blutrot. Im Süden und Westen schien das in Finsternis eingehüllte Land in hellen Flammen zu stehen. Feuersbrünste wallten gegen den Nachthimmel. Plötzlich stand Goretzki neben Kersten. Wortlos nahm er ihn zur Seite:

»Wir werden in wenigen Stunden hier abhauen. Wir sind eingeschlossen. Sagen Sie den Männern nichts.«

Dann ging er schweigend davon. Seine Gestalt tauchte im Dunkel unter.

Minutenlang stand Kersten auf der gleichen Stelle, unfähig, irgend etwas zu tun. Das Wort »eingeschlossen« bohre hinter seiner Stirn.

Nach zwei Stunden kam der Befehl zum Absetzen. Nacheinander krochen sie aus ihren Löchern, schmissen allen unnötigen Ballast weg und schlichen, jedes unnötige Geräusch vermeidend, durch den knietiefen Schnee.

Sie folgten der Rollbahn in westlicher Richtung. Der Frost

hatte etwas nachgelassen, das bedeutete Schnee.

Keuchend zogen Bingel und Wanta den Akja hinter sich her. Der Schnee war stumpf geworden. Am besten würden sie den Akja zurücklassen, denn er zog sich schwer, um im dichten Urwald würde er nur hinderlich sein.

Kersten trat an Bingel heran und flüsterte:

»Nimm das MG, die beiden Kästen können die anderen abwechselnd tragen. Laß den Akja stehen.«

Der Russe schien die Absetzbewegung noch nicht bemerkt zu haben. Aber das konnte jede Sekunde der Fall sein.

Nach zwei Kilometern Marsch durch dichtes Gehölz, das zu beiden Seiten nahe an die Rollbahn heranreichte, stießen sie auf eigene Infanterie und Sturmgeschütze.

Die Soldaten standen wie Statuen beiderseits der Rollbahn und starrten, mit der Waffe im Anschlag, in das Gehölz, als wenn sich dort etwas verborgen halte und jeden Moment hervorbrechen könnte. Die Sturmgeschütze standen mit abgestellten Motoren da, die Rohre drohend auf die schweigende Mauer des Waldes gerichtet.

Sie hasteten mit schnellen Schritten an der Kette aus Leibern und Stahl vorüber. Das Knirschen des Schnees unter den vielen Schritten drang gedämpft durch die Nacht. In der Ferne tobte die nächtliche Schlacht mit unverminderter Härte.

Kilometer um Kilometer marschierten sie. In jeder Sekunde konnte sich der Ring schließen. Je größer der Abstand zu der verlassenen Stellung wurde, desto mehr kam die Gleichgültigkeit zurück; die Schritte wurden langsamer. Die Müdigkeit fiel über sie her, die endlose Reihe der sich dahinschleppenden Gestalten wurde auseinandergerissen.

Bleischwer wurden die Glieder, der Gaumen brannte. Um den brennenden Durst zu stillen, rafften sie eine Handvoll Schnee und steckten sie in den ausgetrockneten Mund. Und der Hunger war da mit seinem quälenden Schmerz. Sie aßen Schnee, um dem seit Tagen leeren Magen irgend etwas zu

geben.

Der große Rückzug der 16. und 18. Armee war in vollem Gange. Kerstens Kompanie gehörte zur Nachhut. Von ihrem Einsatz hing es ab, ob das Gros der beiden Armeen der drohenden russischen Umklammerung entgehen würde.

Fahlgelber Lichtschein stieg im Osten empor, wurde allmählich stärker. Es war Tag.

Gleich einer in Stücke zerhackten Schlange wand sich die Kompanie über die Rollbahn. Plötzlich hielt die Spitze, die einzelnen Teile der Kompanie marschierten heran, die Jäger blieben stehen, sanken dann müde in den Schnee.

Goretzki stand mit den andern Zugführern bei Leutnant Magdorf. Sie studierten die Karte, die der Kompaniechef in der Hand hielt. Etwas abseits warteten die Melder des Kompanietrupps, den Gurt des Akja noch um die Schulter, und rasteten mit hängenden Köpfen wie ein Gespann Schlittenhunde.

»Wozu schleppen die noch den Akja mit?« fragte Bingel.

Kersten kniff die Augen zusammen.

»Sie werden ihn nicht mehr lange mitschleppen.«

Die Lagebesprechung war zu Ende, der Marsch wurde fortgesetzt. Sie verließen die Rollbahn und stapften durch meterhohen Schnee. Urwald nahm sie auf. Der nächtliche Marsch war beschwerlich gewesen, doch nun wurde jeder Meter zu einer unsagbaren Qual. Ihre Glieder schienen wie mit Bleigewichten behangen, Schweiß strömte über ihre Gesichter. Anfangs war hin und wieder ein Fluch zu hören. Nach einigen hundert Metern erstarb jeder Laut.

Ab und zu verharrten sie ein paar Sekunden, erschöpft. Weiter! Zweige und Äste peitschten ihre Gesichter, dorniges Gestrüpp riß Hände und Gesichter blutig, zerfetzte ihre Uniformen. Ab und zu stürzte einer, erhob sich mühsam mit letzter Willensanstrengung aus dem Schnee und taumelte

weiter durch den Wald.

Seit sie die Rollbahn verlassen hatten, trug Kersten das MG seiner Gruppe, damit sich die anderen mit den MG-Kästen abwechseln konnten. Wie im Unterbewußtsein vernahm er dann das Geräusch eines in den Schnee fallenden Gegenstandes. Erst nach einigen Minuten zuckte es durch seinen Kopf: die MG-Kästen!

Schwer atmend blieb Kersten stehen und drehte sich um. Die Kästen waren weg.

Er ließ die anderen herankommen, dann herrschte er Bingel und den breitschultrigen Wanta an:

»Wo sind die MG-Kästen?«

Die beiden blickten schweigend zu Boden. In diesem Augenblick kam Pfeifer – der kleinste und schwächste der Gruppe – schwankend heran. Der MG-Kasten drückte ihn fast zu Boden. Wie um einen Halt zu suchen, streckte er seine Rechte nach einem Birkenzweig aus, faßte zu, der Zweig zerbrach, und Pfeifer fiel mit dem Kopf gegen den Stamm. Sein Mund blieb stumm, ein Zug verzweifelter Schmerzen stand in seinem Jungengesicht.

Nachdem Kersten ihm wieder auf die Beine geholfen hatte, gab er Bingel Befehl, den zweiten Kasten, den er irgendwo in den Schnee geworfen hatte, zu holen.

Wortlos stapfte Bingel zurück. In Kerstens Augen hatte er gelesen, was passieren würde, wenn er sich widersetzte. Als er wieder auftauchte, zogen sie weiter.

Der mit dichtem Unterholz verfilzte Urwald endete abrupt. Ein weites Schneefeld dehnte sich vor ihnen, irgendwo ragte ein Bahndamm auf. Entlang der Bahnlinie Luga-Nowgorod zogen sie weiter.

Nach einigen Kilometern hob Leutnant Magdorf den rechten Arm steil in die Luft. Die lange Reihe verharnte.

An einer Stelle, wo der Wald bis auf hundert Meter an den

Bahndamm heranreichte, lag eine kleine Lichtung. Dort bezogen sie – es war um die zehnte Morgenstunde – am Waldrand eine Auffangstellung. Sie gehörten zur Nachhut der 16. Armee, deren Divisionen sich in großer Eile – manchmal ähnelte der Rückzug eher einer Flucht – nach Westen absetzen, um der drohenden sowjetischen Umklammerung zu entgehen.

Kersten war mit dem kleinen Pfeifer hinter einem Strauch in Stellung gegangen. Mit der Ruhe kam die Müdigkeit. Die Kälte sprang sie an und ließ sie keinen Schlaf finden.

Frierend preßten sie ihre Leiber aneinander, um jeden Funken Wärme auszunutzen. So dämmerten sie eine Weile dahin. Der Hunger saß wie ein Gespenst neben ihnen. Kersten versuchte vergeblich, sich zu erinnern, wann sie die letzte warme Mahlzeit gegessen hatten.

Goretzki lag mit seinem Zugtrupp wenige Meter hinter Kerstens Gruppe. Schließlich ging Kersten hinüber und hockte sich zu Goretzki und den Männern des Zugtrupps.

»Weiß der Teufel, wie lange wir das noch aushalten sollen«, sagte der Zugtruppführer, Oberjäger Kunze, in das Schweigen. Seine Worte fielen drohend in die frostige Luft. Dann hockten sie wieder stumm da, und in ihren Gesichtern standen die Spuren der letzten Kämpfe und der Hunger.

Kunze kramte aus seiner Kartentasche vier Zigaretten hervor – es waren seine letzten. Wortlos verteilte er sie. Mit klammen Fingern setzten sie die Glimmstengel in Brand und sogen den Rauch in die Lungen. Die bläulichen Tabakwolken standen verloren in der klaren Luft des Wintertages, bis sie ein Windstoß hinwegwehte.

Goretzki blies den Rauch nachdenklich in die Luft, sah den Kringeln einige Sekunden nach, gab dann die halbaufgerauchte Zigarette an seinen Zugmelder weiter.

»Der Alte hat mir vorhin gesagt, daß wir den Iwan so lange aufhalten sollen, bis die Divisionen der Armee über die Luga

rüber sind.« Kunze wog zweifelnd den Kopf hin und her, während er das sagte.

»Wenn der Russe mit Panzern kommt, dann können wir ihn nicht halten.« Goretzki blickte vor sich in den Schnee.

Kersten warf ein: »Wir haben keine einzige Pak, nicht mal 'ne Panzerfaust. Wenn der Iwan mit seinen T 34 kommt, womit sollen wir die wohl aufhalten?«

Goretzki hatte noch Kraft zu einem Anflug von Galgenhumor:

»Wir schmeißen einfach mit Schneebällen nach ihnen.«

Niemand grinste über diesen Witz; das Lachen war ihnen schon längst vergangen. Leutnant Schmidt kam hinzu und hockte sich auf einen Baumstumpf.

Kersten sagte mit Hohn in der Stimme: »In der Wochenschau haben sie mal gezeigt, wie die Russen angriffen. Und der Sprecher hat dann gesagt, die Russen kämen in der zweiten Welle ohne Gewehre. Davon hab' ich hier noch nichts gesehen.«

Dann war wieder die unheilkündende Stille um sie. Der Eiswind zerrte am nahen Gesträuch, weit hinter dem Bahndamm in der Ferne lärmten die peitschenden Abschüsse von Panzerkanonen – es konnte auch Pak sein. Sicher aber keine deutsche.

Kersten fror erbärmlich, und er sprang plötzlich hoch, ging in das nahe Birkengehölz, raffte Reisig zusammen, riß von einem Birkenstamm etwas Rinde ab – weil die am besten brannte – und legte alles auf einen Haufen. Zuvor hatte er mit dem Stiefel den Schnee weggescharrt. Dann nahm er sein Feuerzeug aus der Tasche und setzte die Birkenrinde in Brand. Das Feuer brannte gleich und verbreitete bald erste Wärme.

Goretzki ließ es schweigend geschehen, obwohl es verboten war, hier Feuer zu machen. Grauweißer Rauch stieg hoch, denn das Reisig war gefroren, und beim Auftauen durch die Flammen des Feuers begann die Feuchtigkeit zu zischen – es

qualmte gewaltig. Sie hockten sich um das Feuer, Kersten legte mehr Reisig nach, der Zugmelder kam mit einem Arm voll Ästen an.

Plötzlich stand Leutnant Magdorf vor ihnen. Sein unrasiertes Gesicht wirkte finster und böse.

»Wer hat das Feuer angezündet?«

»Ich«, sagte Kersten herausfordernd und blickte Magdorf in die Augen, in denen es wütend funkelte.

»Sie sind wohl wahnsinnig, was?«

Kersten blickte ihn nur spöttisch an.

»Machen Sie sofort das Feuer aus. Sie wollen uns wohl den Iwan auf den Hals hetzen?«

Der Gefreite stand immer noch reglos da und blickte Magdorf aus engen Augen an. Und dann brannte bei dem Leutnant die Sicherung durch.

Mit seinen Stiefeln trampelte er das Feuer nieder, scharrte dann Schnee darauf. Es qualmte noch eine Weile, dann erlosch es zischend. Goretzki hatte sich mit Leutnant Schmidt ebenfalls erhoben. Aber keiner sagte ein Wort.

Magdorf blickte die beiden Zugführer an:

»Und Sie sitzen dabei und lassen das zu!«

Bevor Goretzki oder Schmidt etwas sagen konnten, stapfte der Kompanieführer wütend in den Wald zurück.

Einige Augenblicke herrschte betretenes Schweigen. Leutnant Schmidt ging zu seinem Zug zurück, und Kersten stapfte zu seiner Gruppe hinüber.

Als er neben Pfeifer im Schneeloch hockte, fiel sein Blick auf einen Heuhaufen. Er stand zwischen Waldrand und Bahndamm verloren auf dem Schneefeld. Auf seine Spitze hatte der Schnee eine weiße Kappe gesetzt. Der Haufen stand wohl noch vom letzten Sommer hier. Die russischen Bauern waren nicht mehr dazu gekommen, das Heu einzufahren. Der Krieg hatte sie längst aus ihrem Dorf vertrieben.

Kersten blickte wie fasziniert auf das Gebilde. Die Kälte

drang schmerzend in seinen Körper. Und dann hatte er eine Idee.

»Wir werden abwechselnd in den Heuhaufen kriechen«, sagte er zu Pfeifer. Auch Bingel sagte er Bescheid und den anderen. Zu jeweils zwei Mann krochen sie in den Haufen, um sich aufzuwärmen.

Kersten wußte später nicht mehr genau, wie es geschehen war. Als er erwachte, benötigte er geraume Zeit, um zu begreifen, wo er war.

Es war Nacht! Dann waren Stimmen um ihn; er fand nur schwer in die Wirklichkeit zurück. Fremde, kehlige Laute, die er nicht verstand, drangen an sein Ohr. Russen!

Dieser Gedanke zuckte wie elektrisierend durch seinen Kopf. Wo war Bingel, mit dem er zusammen in das Heu gekrochen war? Langsam schob er sich aus dem Schober heraus, lauschte mit angehaltenem Atem auf die Geräusche um ihn.

Ein paar dunkle Schatten huschten wie Schemen wenige Meter an ihm vorbei und verschwanden in Richtung Bahndamm. Kersten blieb reglos liegen und starrte in die vom Schnee leicht erhellte Dunkelheit. Er hatte die MPi schußbereit in den Händen und wartete, wollte ganz sicher gehen und nicht durch eine Dummheit dem Gegner in die Hände laufen. Jetzt hörte er Schritte im Schnee, der vernehmbar knirschte. Drei Gestalten kamen auf den Heuhaufen zu. Sie unterhielten sich halblaut.

Kersten lauschte in atemloser Spannung.

Wenige Meter entfernt gingen sie mit schweren Schritten durch den Schnee und verschwanden hinter dem Bahndamm.

Der Gefreite wartete noch einige Zeit, bis er glaubte, daß kein Russe mehr in unmittelbarer Nähe sei. Dann kroch er aus dem Heu und lief auf den Waldrand zu, wo die Kompanie in Stellung gelegen hatte.

Die Löcher waren leer! Die Kompanie hatte sich bereits abgesetzt. Er war also allein!

Nach kurzem Überlegen strebte er wieder dem Bahndamm zu und folgte ihm ein Stück in westlicher Richtung.

Nach einigen hundert Metern tauchte vor ihm der Schatten einer kleinen Bahnwärterhütte auf. Kersten verhielt einen Moment, er witterte instinktiv eine Gefahr.

»Stoij!«^{*}

Wie ein in die Erde gerammter Pfahl blieb er stehen. Erst als ein Schuß die Stille lähmend zerriß, kam er zur Besinnung. Der Luftzug des Geschosses zischte wie ein tödlicher Hauch an seinem Kopf vorbei. Blitzschnell warf er sich in den Schnee, ließ sich den Bahndamm hinunterrollen, sprang hoch und erreichte mit einigen Sätzen den Wald, wo er im schützenden Dickicht untertauchte. Die Garben einer MPI surrten hinter ihm her, Geschosse klatschten lärmend gegen die Stämme der Birken und Fichten.

Mühsam bahnte er sich einen Weg, stolperte, fiel hin, raffte sich wieder auf und hastete weiter, bis er nach einer sich endlos dehrenden Strecke wieder den Bahndamm erreichte, dem er erneut weiter nach Westen folgte.

Nach mehr als einer Stunde Marsch erreichte er offene Steppe. Vor ihm in der durch den Schnee düftig erhellten Nacht zog eine lange Reihe von Soldaten über den Bahndamm.

Es war die Kompanie!

Niemand nahm seine Rückkehr wahr. Alle waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Nur Goretzki sagte in einem Anflug von Sarkasmus:

»Ich dachte schon, der Iwan hätte dich geschnappt.«

Kersten setzte sich an die Spitze seiner Gruppe, die teilnahmslos durch den Schnee stapfte.

In der Nacht, als sie über die Gleise der Bahnlinie Nowgorod-Luga gen Westen stolperten, färbten in der Ferne lodernde Feuersbrünste den Horizont. Sie tauchten den Nachthimmel in ein purpurnes Rot und kündeten von der

^{*} »Halt!«

verbrannten Erde, die die 16. Armee hinter sich zurückließ.

Es war noch kälter geworden. Ein steifer Ostwind blies in ihre Gesichter. Sie folgten dem Bahndamm, der nun eine Krümmung nach Norden machte. Kersten zog die Kapuze seiner Tarnjacke über den Kopf, doch der Sturm drang mit seinem eisigen Hauch bis auf die Haut.

Nach stundenlangem Marsch waberte vor ihnen der Feuerschein eines brennenden Dorfes über den Horizont. Die Ortschaft hieß Thescheran und lag unweit der Bahnlinie. Beim Anblick des Feuers wurde der Wunsch nach Wärme und der Geborgenheit einer schützenden Kate zum beherrschenden Gedanken. Mit magischer Kraft zog es die Männer an.

Kurz vor dem brennenden Dorf hielten sie. Die anderen Kompanien des Bataillons schlossen auf. Der Bataillonskommandeur, Hauptmann Bleichwitz, stand vor ihnen – klein, gedrungen, mit einer Nickelbrille auf der Nase.

»Die Leute brauchen dringend ein paar Stunden Ruhe. Sie müssen mal wieder in einen geheizten Raum«, sagte er zu Leutnant Magdorf.

Der Wunsch nach Ruhe und Wärme wurde Wirklichkeit. Gruppenweise zogen sie durch das Dorf, um in den noch heilgebliebenen Katen ein paar Stunden Geborgenheit und Ruhe zu finden.

Hier war die Steppe, über die der Eiswind den Schnee in langen Fahnen fegte und in den kleinen Mulden zu meterhohen Wehen türmte. Und dort waren zwei Dutzend Katen, von denen die Hälfte in Flammen stand. Der Nachtwind blies feurige Lohe und glühenden Funkenregen gegen den Himmel. Und da war ein Dutzend unversehrter kleiner Holzhäuser, einfache russische Bauernbehausungen. Kersten dachte daran, wie es war, wenn man hinter sich eine Tür schließen konnte. Sie kannten das Gefühl schon bald nicht mehr, aber die Vorstellung daran war jetzt lebendig.

Auch Kersten spürte die wohlige Wärme, die in sein Gesicht

strömte. Als er sich dem ersten brennenden Haus näherte, stand er einige Sekunden unbeweglich da und genoß die Wärme; ähnlich wohl wie der erste Mensch, als er das Feuer entdeckt hatte.

Sie zogen in die Katen und stellten Sicherungen aus. Nachdenklich blickte Kersten auf den Kamin und das daneben geschichtete Holz; es lag so da, als ob die Menschen, die das Haus vor Tagen verlassen hatten, alles vorbereitet hätten, um den Soldaten einen Dienst der Nächstenliebe zu erweisen. Während er mit Bingel Feuer entzündete, überlegte er unschlüssig, ob es sich wohl lohne, abzuschnallen. Nein, er würde es nicht tun.

Mit schweren Lidern sah Kersten auf die am Boden liegenden, schlafenden Männer. Wie Hunde lagen sie mit gekrümmten Körpern da.

Der Schlaf drohte ihn eben zu übermannen, da krachte draußen ein Schuß. Lärmend peitschte der Knall durch die Stille der Nacht, rollte über die Steppe, verlor sich in der Ferne. Wie elektrisiert schnellte Kersten hoch und rannte ins Freie.

Zwei, drei Schüsse knallten, ein russisches Maxim-MG ratterte in der Nähe, der Ruf eines Postens klang schrill durch die frostige Luft:

»Der Iwan! Der Iwan! Alarm!«

Kersten rannte in die Kate zurück und brachte die todmüden Männer mit Fußtritten auf die Beine. »Los, raus! Der Iwan!« rief er.

Sekunden später standen sie geduckt hinter einer Kate in der klirrenden Kälte. Noch bevor sie richtig begriffen hatten, was geschehen war, drang der Russe in dichten Scharen in das Dorf.

Von allen Seiten schienen die Gestalten aus dem Boden zu wachsen. Gutturrale Stimmen schrien heiser »Uhrää« in die Nacht – ihren Schlachtruf.

In kleinen Gruppen zu zwei, drei Mann sprangen die

Rotarmisten über die Dorfstraße. Kersten sah im Schein der brennenden Katen große, dunkle Schatten auftauchen, die wieder in der Dunkelheit zerflossen.

Das Maxim-MG schoß die Dorfstraße entlang. Die Garben ratterten lärmend. Kersten erkannte etwa hundert Schritte dorfeinwärts das Mündungsfeuer.

Mit einem Satz war er neben Bingel, riß ihm das MG aus den Händen und lief davon. Die Männer seiner Gruppe standen unschlüssig da und blickten ihm nach, bis die Nacht ihn verschlang.

Inzwischen hatte er eine Kate erreicht, die noch nicht von der Feuersbrunst erfaßt worden war. Schnell warf er sich in den Schnee, brachte das MG in Stellung und zielte auf das Mündungsfeuer des Maxim, das in diesem Moment wieder feuerte.

Er jagte einen kurzen Feuerstoß aus der Maschinenwaffe. Das Russen-MG schoß Sekunden später nicht mehr.

Kersten setzte den Kolben ab und starrte die Dorfstraße entlang. Nichts! Nur das Knistern der brennenden Katen war zu hören. Der Ostwind trieb aufstiebenden Funkenregen durch die Nacht. Plötzlich knallte eine Garbe dicht neben Kersten gegen die Balken der Kate.

Das Maxim hatte wieder geschossen! Eine Gestalt keuchte heran. Es war Bingel. Er warf sich neben Kersten in den Schnee, die anderen Männer kamen nach, gingen hinter der Kate in Deckung.

»Da vorn sitzt der Iwan mit dem MG«, rief Kersten ihnen zu. »Paßt auf, wenn er schießt, könnt ihr das Mündungsfeuer sehen.«

Und dann feuerte das feindliche MG wieder. Kersten jagte einen langen Feuerstoß hinaus, beobachtete die Leuchtpurgeschosse, deren Bahn dicht über die schneebedeckte Dorfstraße fegte. Jedes fünfte Geschos war eine Leuchtpurpatrone.

Pfeifer, Wanta, Zander und Kruse schossen mit ihren Karabinern in Richtung auf das Mündungsfeuer des »Maxim«.

Das MG schickte ihnen erneut seine Garben herüber. Sie lagen ziemlich dicht über ihnen.

Bingel hatte einen neuen Gurt eingeführt.

»Der letzte«, sagte er.

Kersten dachte: Jetzt oder nie! Wieder knallte er ein paar Garben auf das, aufblitzende Mündungsfeuer.

Im gleichen Augenblick fegte vom anderen Dorfeingang eine MG-Garbe heran, hackte gegen die Katenwand. Ein Trupp Russen rannte die Dorfstraße entlang. »Uhrää!«

Kersten warf sich in die andere Richtung und ließ das MG rattern. Schreie gellten durch die Nacht. Zwei Rotarmisten stürzten in den Schnee. Eine brennende Kate beleuchtete die schaurige Szenerie.

Von beiden Seiten des Dorfes feuerten jetzt russische MG. Die Jäger mußten wohl oder übel hinter der Kate Deckung nehmen.

Der Gegner nahm sie in die Zange. Kersten hatte noch einen halben Gurt Munition, dann war es zu Ende. Er wehrte sich dagegen, einfach aufzugeben und das Dorf den Russen zu überlassen. Von den anderen Gruppen und Zügen der Kompanie war nichts zu sehen. Auch kein Gefechtslärm kündete davon, daß noch irgendwo sonst im Dorf Teile der Kompanie kämpften. Sie hatten wohl längst das Dorf geräumt und sich auf die Steppe zwischen Thescheran und die Bahnlinie zurückgezogen.

»Wir sitzen hier in der Falle«, sagte Bingel erregt.

In seiner Stimme war ein verdächtiges Zittern. Kersten wußte es längst. Es gab keinen anderen Weg, als sich in die Steppe in Richtung Bahndamm abzusetzen. Noch war es nicht zu spät. Aber in wenigen Minuten konnte das der Fall sein. Auch Zander bekam es mit der Angst zu tun.

»Wir sollten abhauen, ehe es zu spät ist«, drängte er.

Kersten schwieg. Etwa fünfzig Schritte entfernt lief eine Anzahl Russen aus der Deckung einer Kate auf die Straße. Sie riefen sich etwas zu, dann sprangen sie auf die andere Seite der Dorfstraße, wo Kersten mit seinen Männern stand. Der Gefreite nahm das MG an die Hüfte und feuerte. Schreie und Flüche hallten durch das Zwielficht.

»Los, weg hier!« rief Kersten. Mit ein paar Sätzen war er von der Kate weg und sprang einen kleinen Hang hinunter, die Männer seiner Gruppe hasteten hinter ihm her. Sie stolperten durch den tiefen Schnee in Richtung Bahndamm, wo sie die Dunkelheit aufnahm.

Etwa zweihundert Meter vom Dorf entfernt bezogen sie eine Stellung. Mit stummer Wut wühlten sie sich in den Schnee. Manche scharrten, weil sie keinen Spaten mehr hatten, mit ihren bloßen Händen Löcher, türmten nach Osten hin, von wo der Eiswind mit tödlichem Hauch wehte, einen kleinen Wall aus Schnee. Der heulende Sturm sang über das endlose Schneefeld und nahm alles hinweg, den Schmerz und die stummen Flüche.

Sie lagen wieder in der Steppe in einem Schneeloch. Vor Ihnen standen die Katen des Dorfes, deren Silhouetten sich dunkel vom Schnee abhoben. Der Schein züngelnder Flammen warf gespenstische Schatten.

Die Schatten waren Wirklichkeit. Russen! Einzeln und in kleinen Gruppen standen sie in der Nähe der brennenden Katen, wärmten sich die steifen Glieder.

In ohnmächtiger Wut hockte Kersten frierend in seinem Schneeloch und sah zu den Russen hinüber. Wärme, die Geborgenheit einer Hütte, das war nun vorbei!

Der Sturm wurde zum Orkan. Noch tiefer krochen die Jäger in ihre Löcher. Der Schnee wehte in langen, weißen Fahnen dahin, türmte sich in den Mulden zu meterhohen Wehen.

Ein verheerender Schneesturm tobte über das Ingermanland. Die Feuer im Dorf erloschen bald. Kersten lag zitternd in

seinem erbärmlichen Schneeloch, glitt in bodenlose Tiefen. Nach kurzer Zeit waren sie alle vom Schnee zugeweht. Manch einer mochte mit dem Gedanken spielen, dem allen ein Ende zu machen. Doch der Wille zum Leben war stärker.

Die Finsternis wollte nicht weichen. Es schien, als ob die Kraft allen Lichtes durch die Kälte erstarrt wäre, und der Frost, der wie Messer in ihre Leiber schnitt, lähmte alle Gedanken, Wünsche und Hoffnungen.

Kurz bevor der Morgen zögernd und mit fahler Helle über den Horizont kletterte, kam der Befehl: »Absetzen bis zur Eisenbahnbrücke über die Luga!«

Wie Gespenster erhoben sie sich aus dem Schnee, schüttelten die weiße Last ab und taumelten entlang der Bahnlinie in Richtung des Flusses Luga.

Endloser Marsch durch meterhohen Schnee, im eisigen Hauch des tobenden Schneesturmes! Er nahm ihnen die letzte Kraft. Wie Menschen, die schon mit einem Bein fern dieser Erde stehen, schleppten sie sich mühsam vorwärts.

Keiner blieb zurück. Wenn einer nicht mehr hoch wollte, weil er glaubte, es sei jetzt besser, liegen zu bleiben und zu sterben, dann trieb ihn Kersten mit Faustschlägen, Tritten und Flüchen wieder auf die Beine.

Dann ging er mit gekrümmtem Rücken über den Bahndamm, der Eiswind blies den Schnee in seinen Rücken, streute ihn über das Land, das unter der weißen Last fast zu ersticken schien.

Plötzlich hörte er hinter sich einen dumpfen Schlag. Es hatte sich so angehört, als ob ein schwerer Gegenstand in den Schnee gefallen sei. Kersten blieb stehen, drehte sich um und sah eine gekrümmte Gestalt zwischen den Gleisen liegen.

Es war Pfeifer. Er ging zu ihm, packte ihn an den Schultern, hob ihn hoch und stellte ihn auf die Beine. Obwohl Pfeifer von kleiner und schwächerer Gestalt war, hatte Kersten all seine Kraft zusammennehmen müssen. Doch der andere war bereits

weit weg. Seine Augen blickten leer und stumpf an Kersten vorbei. Bingel, Wanta und die anderen zogen vorüber, blickten kaum auf. Mit krummen Rücken, als hätten sie eine schwere Last zu tragen, stapften sie dahin. Kersten schrie Pfeifer an:

»Nimm dich zusammen, Junge, wir haben es bald geschafft!«

Pfeifer reagierte nicht. Als Kersten ihn loslassen wollte, wankte er und drohte wieder hinzustürzen.

Kersten hielt ihn fest und schüttelte ihn. »Reiß dich zusammen! Oder willst du hier vor die Hunde gehen?« schrie er wütend.

Aber auch das half nicht. Kersten geriet in Wut und versetzte Pfeifer ein paar Ohrfeigen, um ihn so zur Besinnung zu bringen. Pfeifer zuckte zusammen. In seinen Kinderaugen war ein verdächtiger Schimmer. Kersten unterdrückte das aufsteigende Mitleid.

»Los, weiter!« drängte er, nahm Pfeifers Gewehr, packte ihn am Arm und zog ihn mit sich fort.

Erschöpft erreichten sie gegen Mittag den Fluß Luga, wankten über die Eisenbahnbrücke, hielten auf dem anderen Ufer des Flusses in der Nähe einiger Baracken an und sanken da, wo sie standen, erschöpft in den Schnee.

Die schrille Stimme von Leutnant Magdorf brachte sie wieder auf die Beine:

»Kompanie, auf der Straße in Linie antreten!«

Kersten erhob sich und wankte auf die nahe Rollbahn; Bingel, Pfeifer, Zander, Wanta und Krause traten in seine Spur und folgten ihm.

Das Bataillon war angetreten. Hauptmann Bleichwitz ließ einen Halbkreis bilden, bohrte mit seinen Stiefelspitzen im Schnee, blickte die Männer an, und dann straffte sich seine Gestalt. Mit mühsam beherrschter Stimme sagte er:

»Männer! Ich habe das alles genauso satt wie ihr. Auch ich bin am Ende, friere, habe Hunger und möchte nur noch eines:

Schluß mit dieser verdamnten Schinderei! Aber wir sind Soldaten und haben unseren Eid geschworen. Der Befehl lautet: das Dorf Thescheran im Angriff wieder zu nehmen. Wir müssen den anderen Kameraden, die noch nicht über die Luga gekommen sind, den Weg offenhalten.«

Die Worte des Hauptmanns drangen wie durch zähen Nebel in Kerstens Bewußtsein. Er begriff, daß es mit der Schinderei kein Ende hatte. Vorhin hatte Goretzki ihm noch zugeflüstert: »Wir werden verladen und kommen nach Frankreich.« Ein schlechter Witz war das gewesen!

Der Kommandeur stand immer noch da und blickte auf seine Soldaten. Er war einer der ihnen. Seine Winteruniform war genauso zerrissen. Sein Gesicht ebenso von den harten Kämpfen gezeichnet wie das seiner Jäger. Auch er war am Ende seiner Kräfte.

Die wenigsten hatten den Sinn seiner Worte begriffen. Vor Stunden hatten sie noch geglaubt, das Maß sei voll. Nun erkannten sie ihren Irrtum.

Die Gestalten mit den zerschlissenen Tarnanzügen standen mit gesenkten Köpfen da, die Schwere des Befehls lastete auf ihnen. Die Gesichter hatten einen maskenhaft starren Ausdruck angenommen. Aber sie gehorchten dem Befehl. War es nur die anezogene Disziplin oder gar die Angst, die sie das tun ließen? Oder waren es Pflichtauffassung und Kameradschaft? Es gab kein Aufbegehren gegen diesen Befehl. Sie gehorchten.

Statt der erhofften Verpflegung gab es Gewehr- und MG-Munition und für jeden drei Stielhandgranaten.

Sie kletterten in die bereitstehenden Waggonen. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, um den gleichen Weg, den sie in stundenlangem, qualvollem Marsch zurückgelegt hatten, zurückzufahren.

Die Soldaten der 16. und 18. Armee, die sich seit 14. Januar 1944 von Peterhof im Norden bis zum Ilensee im Süden des

Nordabschnittes der Heeresgruppe in einem erbitterten Abwehrkampf gegen weit überlegenen Feind befanden, wußten nichts von dem dramatischen Ringen des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe, Generalfeldmarschall von Kuchler, um die Rücknahme der gesamten Heeresgruppe auf die »Luga-Stellung«. Der Nordflügel der Heeresgruppe war zerschlagen, und auch der Südflügel der 18. Armee am Wolchow und beiderseits Nowgorods am Ilmensee zerbröckelte langsam.

Der Oberbefehlshaber stand in seinem Hauptquartier in Pleskau und blickte auf die Lagekarte, der Chef des Generalstabes der Heeresgruppe, Generalleutnant Kinzel, stand neben ihm und erläuterte die aussichtslose Lage.

»Wenn der Russe diesen Einbruch hier an der Naht zwischen der 18. und 16. Armee bei Nowgorod entschlossen ausnutzt – und es besteht kein Zweifel, daß er das tun wird – dann hängt die ganze Sache hier in der Luft. Diese Lücke werden wir nicht mehr schließen können. Die Folge wird unweigerlich sein, daß beide Armeen eingeschlossen und vernichtet werden.«

Der Generalfeldmarschall nickte ernst mit seinem langgeschnittenen, durchgeistigten Gesicht. Er sah die Lage ganz klar.

Kinzel fuhr fort:

»Teile der 8. Jägerdivision und die 30. Infanteriedivision befinden sich entlang der Bahnlinie Nowgorod-Luga in erbitterten Abwehrkämpfen und versuchen, den Feind in hinhaltendem Widerstand zu stoppen. Aber es ist auch hier wie an fast allen Brennpunkten der Front: Bataillone und kleine Kampfgruppen kämpfen ohne feste Verbindung und zusammenhängende Befehlsführung allein und ohne den erforderlichen Rückhalt durch schwere und panzerbrechende Waffen.«

Von Kuchler blickte von der Karte auf und begann, die Hände auf dem Rücken verschränkt, durch den Raum der Karte zu wandern. Er kämpfte mit einem Entschluß.

Nach einer Weile blieb der Generalfeldmarschall abrupt stehen und sagte zu Kinzel:

»Lassen Sie sofort eine Verbindung mit dem OKH herstellen.«

Es dauerte eine Weile, bis die Verbindung zustande kam. Von Kuchler nahm den Hörer ab. Am anderen Ende der Leitung war Generalfeldmarschall Keitel.

»Bedauere, Herr von Kuchler, aber der Führer hat Ihren Vorschlag abgelehnt. Die Heeresgruppe hat dort zu kämpfen, wo sie steht.«

Kuchler spürte, wie der Zorn in ihm hochstieg. Nur mühsam beherrschte er sich. Es hatte keinen Sinn, mit Keitel zu reden. Er war nur ein Echo Hitlers.

Das Gespräch endete in frostiger Atmosphäre. Der OB der Heeresgruppe trat vor die Tür des Bauernhauses und blickte über die Welikaja auf die Kathedrale von Pleskau. Die Zwiebeltürme leuchteten rötlich im Widerschein der versinkenden Wintersonne. War das ein Omen? Kuchler war entschlossen, das Äußerste zu wagen. Er würde persönlich nach Ostpreußen in die Wolfsschanze, den Sitz des Führerhauptquartiers, fliegen. Er war gewillt, Hitler die Rücknahme der Heeresgruppe Nord auf die »Luga-Stellung« abzurufen.

Als er den Lagerraum wieder betrat, sah er den fragenden Blick seines Generalstabschefs.

»Abgelehnt, Kinzel«, sagte der Feldmarschall, hob hilflos die Arme, ließ sie wieder fallen. Dann reckte sich seine Gestalt. Mit einem Ruck wendete er sich Kinzel zu.

»Ich fliege morgen ins Führerhauptquartier. Er muß doch einsehen, daß die Zurücknahme die einzige vernünftige Lösung ist.«

Kinzel schwieg. Er kannte die Starrköpfigkeit Hitlers. Seine Strategie erschöpfte sich in der Devise: »Halten, jeden Meter Boden bis zur letzten Patrone verteidigen.«

*

Als das III. Bataillon des Jägerregiments 28 von Trubitschina in acht Güterwagen über die Eisenbahnbrücke rollte, die die Luga überspannte, war von Küchler in der Wolfsschanze angekommen. Doch die Männer in den zerrissenen Winteruniformen, die sich seit vielen Tagen gegen zwei Feinde mit dem Mut der Verzweiflung wehrten – den russischen »General Winter« und weit überlegene sowjetische Armeen und Panzerbrigaden –, wußten nichts von den Ereignissen auf der mittleren und höchsten Führungsebene. Für sie war nur die Rollbahn, das Waldstück oder das Dorf an der Rollbahn überschaubar und handfeste Realität, und die wurde mit Blut, Hunger und Tränen in das Buch der Kriegsgeschichte eingetragen.

*

Der Raum war einfach möbliert, die Wände mit Holz getäfelt. Auf dem großen Tisch war die Lagekarte der Ostfront ausgebreitet. An den Wänden hingen weitere Lagekarten.

Generalfeldmarschall von Küchler stand vor seinem Obersten Befehlshaber und schilderte die Lage seiner Armeen.

Hitler hörte ungeduldig zu, unterbrach ihn aber nicht.

Der OB der Heeresgruppe Nord sprach von der großen Überlegenheit des Gegners, von den fehlenden Reserven, von den tobenden Schneestürmen, von dem heldenhaften Kampf seiner Soldaten, von den Verlusten, von den Opfern. Er rang um das Leben seiner Soldaten, 1.000 Kilometer vom Schauplatz der blutigen Kämpfe entfernt.

»... mein Führer, ich bitte Sie dringend, der Rücknahme der Heeresgruppe auf die ‚Luga-Stellung‘ zuzustimmen. Dort kann ich die Armeen neu formieren und ordnen und den russischen Vormarsch zum Halten bringen. Jetzt aber wird uns diese

gleiche Absetzbewegung vom Feind diktiert, er besitzt die Initiative ...«

Hitler unterbrach ihn mit einer Handbewegung:

»Wenn die Heeresgruppe ohne entschlossenen Widerstand zu leisten zurückgeht, dann werden Sie auch in der ‚Luga-Stellung‘ den Russen nicht halten. Ich sehe in Ihrem Vorschlag keine Basis, die Lage wirklich zu bereinigen. Die Heeresgruppe bleibt dort stehen, wo sie zur Zeit kämpft! Ich werde Ihnen eine Panzerdivision zuführen.«

Der Feldmarschall hatte in dem Ringen um seinen Plan, die Heeresgruppe zu retten, gegen Hitler die Partie verloren. Er hatte mit höchstem Einsatz gespielt – und alles verloren. Mit sofortiger Wirkung wurde er seines Postens als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord enthoben. Sein Nachfolger wurde Generaloberst Model, OB der 9. Armee im Mittelabschnitt.

Model hatte sich bereits wiederholt in kritischen Lagen als energischer und tatkräftiger Armeeführer bewährt. Von kleiner, drahtiger Gestalt, mit dem Monokel im Auge, war er schon zu einer legendären Gestalt geworden. Er war einer der Armeeführer, der nicht nur von »hinten« führte, sondern an den Brennpunkten auftauchte und selbst an Ort und Stelle seine Entscheidungen traf. Und noch etwas unterschied Model von seinem Vorgänger. Als er im Hauptquartier der Heeresgruppe in Pleskau eintraf und an die Lagekarte trat, die Meldungen von der Front studierte, nickte er mit seinem markanten Kopf zustimmend.

»Kinzel, von Kuchler hatte natürlich Recht. Es gibt keine andere Möglichkeit als den Rückzug auf die ‚Luga-Stellung‘.«

Generalleutnant Kinzel war zuerst erstaunt, aber dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

Generaloberst Model ging mit kurzen, schnellen Schritten durch den Raum, blickte noch einmal auf die Lagekarte, ließ das Monokel fallen und sagte zu Kinzel:

»Wir werden die Heeresgruppe sofort auf die ‚Luga-Stellung‘ zurücknehmen. Veranlassen Sie das erforderliche. Je eher, desto besser.«

»Aber der Führerbefehl, Herr Generaloberst...«

Model fuhr mit der Hand durch die Luft.

»Das ist eine andere Sache, mein Lieber. Rom ist weit – und die Wolfsschanze auch.«

*

Kersten hockte im Zwielficht des Güterwagens inmitten seiner Gruppe. Sein Blick glitt über vertraute Gesichter. Bingel starrte apathisch vor sich hin, seinen Hang zum Widerspruch hatte er längst aufgegeben. Wantas Hundeaugen lagen tief in den Höhlen, schienen fast erloschen. Pfeifers Jungengesicht glich einer wächsernen Maske. Der Krieg hatte sie mit seinem Kainsmal gezeichnet.

Die Räder ratterten hart über die Schienenstöße. Ruckartig hielt der Zug. Mit steifen Gliedern kletterten sie aus den Güterwagen. Auf der anderen Seite des Bahndamms lag Thescheran, das Windmühlendorf.

Die ersten MG-Garben tackten monoton durch den Wintertag.

Im Schutz des Bahndamms, vorbei an Strauchwerk, gingen sie in Schützenreihe bis in Höhe des Dorfes vor. Magdorfs Elfte bildete die Spitze des Bataillons.

Nach etwa zweihundert Metern kam diese ins Stocken. Der 1. Zug, der vor Kersten marschierte, begann sich in den Schnee einzugraben. Oben auf dem Bahndamm, zwischen den Gleisen, hatte der Russe ein sMG in Stellung. Es beherrschte den Bahndamm mit seinem Feuer und machte es unmöglich, die Bahnlinie zu überqueren. Das Dorf jenseits des Bahndamms war unerreichbar.

Die alte Windmühle, die etwas abseits stand, reckte ihre

dunklen Flügel in den schneeträchtigen Himmel.

Eine Gruppe des 1. Zuges arbeitete sich unter Führung von Hauptmann Bleichwitz im Schutz des Bahndamms an das feindliche sMG heran. Kersten beobachtete sie in erregter Spannung. In dem Moment, wo einige Jäger der ersten Gruppe den Bahndamm hinauf stürmten, setzte von der linken Flanke, aus der Steppe heraus, heftiges MPI- und Gewehrfeuer ein. Zwei Jäger brachen zusammen, Hauptmann Bleichwitz und die anderen Männer warfen sich in den Schnee und ließen sich den Bahndamm hinunterrollen.

Sie versuchten es mit Gewehrgranaten. Es half nichts. Dann schließlich mit Handgranaten. Aber auch das ging daneben. Der Russe saß mit seinem sMG unangefochten in der Stellung auf dem Bahndamm und sperrte den Weg ins Dorf.

Hauptmann Bleichwitz beriet sich mit Leutnant Magdorf und dem Zugführer des 1. Zuges, Oberfeldwebel Stenzel. Irgendwie mußte es doch gelingen, das russische sMG zum Schweigen zu bringen.

Kerstens Blick glitt nach links über die Steppe, blieb einen Augenblick an zwei großen Heuhaufen haften, die etwa dreihundert Meter vom Bahndamm entfernt auf der Steppe standen. Noch ahnte er nicht, daß diese zwei Heuhaufen in wenigen Minuten ihr Schicksal mitentscheiden würden.

Hauptmann Bleichwitz näherte sich. Sein Gesicht war von der Erregung gerötet.

»Eine Gruppe Ihres Zuges nimmt die Heuhaufen im Sturm, sonst kommen wir nie in das Dorf!« rief er Oberfeldwebel Goretzki zu.

Kersten lag nur wenige Schritte hinter dem Oberfeldwebel. Dieser drehte sich um, sein Blick blieb für Sekunden auf dem Gefreiten haften. Kersten wußte in diesem Augenblick, daß er es würde tun müssen.

»Sie nehmen die Heuhaufen mit Ihrer Gruppe«, befahl Goretzki.

Einige Sekunden zögerte Kersten. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Aber er war immer noch wie gelähmt. Endlose Sekunden verstrichen. Kersten mußte sich entscheiden, wollte er nicht sein Gesicht verlieren.

Es war der Befehl zu einem »Himmelfahrtskommando«! Dreihundert Meter über deckungsloses Gelände, durch knietiefen Schnee. Ohne die Möglichkeit einer Feuerunterstützung hatte er anzugreifen!

Er zögerte immer noch. Goretzki kniff die Augen zusammen und brüllte:

»Sie haben wohl Angst?«

Kersten traf es wie ein Peitschenschlag. Ja, er hatte Angst, aber daß Goretzki es vor allen hier ihm ins Gesicht schrie, war für ihn unerträglicher als die Angst. Mit einem Ruck sprang er auf, wandte sich den Männern seiner Gruppe zu, gab ihnen ein Zeichen und stürmte vorwärts.

Er hätte in ihren Gesichtern lesen können, daß die Angst sie völlig lähmte. Und noch etwas stand in ihnen: Sie wollten Kersten nicht in den sicheren Tod folgen. Aber dieser war wie blind vor Zorn. Er hatte nur Goretzkis Worte im Ohr: »Sie haben wohl Angst?«

Keuchend lief er durch den Schnee, starrte auf die beiden Heuhaufen. Kein Schuß fiel, die Front lag wie ein lauerndes Tier da. Sein Atem stand wie eine Fahne dampfend in der frostigen Luft. Seine Beine waren schwer, wie mit Bleigewichten behangen; bei jedem Schritt sank er in den fast einen halben Meter tiefen Schnee.

Wenige Meter vor den beiden Heuhaufen standen die Mauerreste eines verfallenen Kamins; ein paar verkohlte Balken lagen im Schnee. Wie in Trance gewahrte Kersten die schwarzen Gebilde, die sich kontrastreich vom Weiß der Schneedecke abhoben.

Da tauchte hinter den Mauerresten des verfallenen Kamins das Gesicht eines Russen auf. Ehe er sein Gewehr in Anschlag

bringen konnte, feuerte Kersten seine MPi ab. Der Kopf des Russen war wieder verschwunden; doch Kersten wußte, daß er ihn nicht getroffen hatte.

Dann kam der Rotarmist wieder zum Vorschein, sein ganzer Oberkörper ragte über die niedrige Mauer. Kersten drückte ab, die Garbe lärmte. Im gleichen Augenblick sah er einen kleinen, schwarzen Gegenstand durch die Luft fliegen. Handgranaten! zuckte es ihm durch den Kopf. Sie fiel einen Meter vor ihm in den Schnee. Ein faustgroßes Loch in der Schneedecke war zu sehen.

Kersten warf sich instinktiv zur Seite, erwartete den alles auslöschenden Schlag der Detonation, den stechenden Schmerz der in seinen Körper dringenden Splitter... Doch nichts geschah! Nur sein Herz schlug laut, und der keuchende Atem drang an sein Ohr. Diesmal hast du ihn getroffen, dachte er. Er wartete noch einige Sekunden auf die Detonation der Handgranate. Aber sie kreperte nicht: Blindgänger!

Er wußte später nicht mehr, wie lange er eigentlich in Erwartung der Detonation dagelegen hatte. Es waren nur wenige Sekunden gewesen, doch sie waren ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen.

Der Gefreite erhob sich, geduckt näherte er sich den Mauerresten, hinter denen der Russe lag, der die Handgranate geworfen hatte. Er spähte über die Mauer hinweg und sah den anderen mit zerschossener Brust im Schnee liegen.

Da tauchte zwischen den beiden Heuhaufen, die zehn Meter hinter dem alten, verfallenen Kamin standen, das Gesicht eines anderen Rotarmisten auf. Seine Augen blickten zu Kersten hinüber. Sie standen schräg in seinem Gesicht. Die Wangenknochen ragten weit hervor.

Kersten sah alles überdeutlich: die Heuhaufen, den Mongolen, das weite Schneefeld dahinter. Sie starrten sich einige Sekunden Auge in Auge an, der Blick des Mongolen war lauernd, und dann war da noch etwas, was Kersten nicht zu

definieren vermochte.

Fast gleichzeitig brachten sie ihre Waffen in Anschlag, gingen wieder in Deckung. Jedesmal, wenn Kersten mit seinem Kopf hochkam, verschwand der Mongole hinter der Deckung. So tauchten sie abwechselnd unter und kamen wieder hoch. Jeder versuchte, den anderen zu täuschen. Es war eine groteske Szene, der Beginn eines tödlichen Duells.

Plötzlich kam der Mongole mit dem Oberkörper aus der Deckung. Kersten riß blitzschnell den Abzug durch – Hemmung! Er spürte eine sinnlose Wut. Mit klammen Fingern steckte er ein Magazin nach dem anderen in die MPI und versuchte, eine Garbe abzufeuern. Klick! Hemmung!

Der Mongole ging in Deckung, kam wieder hoch, ein Schuß zerriß jäh die Stille und piff dicht an Kerstens Kopf vorbei.

Da schleuderte dieser seine MPI zur Seite und sprang mit einem Satz hinter den Kamin in Deckung. Geduckt kauerte er hinter dem zerfallenen Gemäuer und suchte einen Ausweg. Aber was sollte er ohne Waffe anfangen?

Sein Blick fiel auf die vier Stielhandgranaten in seinem Koppel. Er nahm sie, löste die Sicherungskappen und warf eine Handgranate nach der anderen hinter den Heuhaufen. Er zwang sich, ruhig zu zielen, denn von der Treffsicherheit der Würfe hing alles ab.

Sekundenlanges, qualvolles Warten. Endlich lärmten die Detonationen. Kersten zählte sie, und als der vierte Schlag in seine Deckung herüberdonnerte, sprang er hoch, ergriff den Karabiner des toten Russen hinter dem Kamin und hastete um die Heuhaufen herum.

Dann wußte er nicht mehr, was er tat. Seine Aktionen erfolgten mechanisch, roboterhaft. Er empfand weder Angst noch sonst irgend etwas.

Vor ihm wälzte sich ein Bündel Mensch, Uniformen, zerfetzter Leiber. Der Schnee war voller blutiger Spuren. Die vier Handgranaten waren mitten in eng beieinander kauern

Rotarmisten krepirt. Ihre Wirkung war verheerend, und der entsetzliche Anblick trieb Kersten den Magen in die Höhe.

Mit hängenden Armen, das fremde Gewehr in der Rechten, stand er schwer atmend da und blickte suchend über die Steppe. Etwa hundert Meter hinter den beiden Heuhaufen entdeckte er ein Schneeloch, aus dem ein Russe auftauchte.

Kersten lud das Gewehr durch. Der Kammerstengel klemmte. Er fingerte an der Waffe herum, bis er die Ursache entdeckte: Die Kammer war leer! Einen Moment stand er ratlos da, und es wäre die einfachste Sache der Welt gewesen, wenn der andere ihn nun niedergeschossen hätte.

Er hätte sich jetzt in den Schnee werfen müssen, um dem Gegner kein Ziel zu bieten, aber er stand immer noch da, das russische Gewehr mit leerer Munitionskammer in den klammen Händen, und starrte auf die Gestalt im Schneeloch – doch der Russe schoß immer noch nicht.

Der Gefreite blickte auf den Karabiner, und dann tat er etwas, für das er nie eine Erklärung hätte abgeben können: Er rannte auf den Rotarmisten zu, und er dachte nicht daran, daß sein Leben erneut an einem seidenen Faden hing.

Er kam näher, dann stand er vor dem anderen. Sie starrten sich an. Der Russe hatte ein verlegenes Grinsen in seinem breiten, gutmütigen Gesicht. Dann hob er die Hände und gab so zu verstehen, daß er sich ergeben wollte.

Kersten konnte bald nicht mehr. Am liebsten wäre er in den Schnee gesunken. Hatte der Wahnsinn denn keine Grenzen mehr?

Er sah den Mann mit dem demütigen Bauerngesicht an, der jetzt ebenso hätte tot sein können wie er selbst. Dann deutete er in Richtung Bahndamm und sagte: »Komm!«

Sie stapften durch den Schnee, dorthin, wo das Bataillon lag.

Erst jetzt begriff Kersten, was sich in den letzten zehn Minuten ereignet hatte.

Und plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: Die feigen

Hunde haben mich im Stich gelassen. Seine Gruppe war einfach am Bahndamm liegengeblieben. Und Goretzki hatte keinen Finger krumm gemacht, um ihm zu helfen. Und auch Leutnant Magdorf hatte nichts getan. Die ganze Kompanie hatte aus sicherer Deckung vom Bahndamm aus die Vorgänge beobachtet. Warum hatten sie es getan, warum ...?

Bevor sie etwa hundert Schritte zurückgelegt hatten, drang aus den Kusseln nördlich des Heuhaufen das »Hurra« der Jäger des 3. Zuges über die Steppe, die in diesem Augenblick wohl zum Angriff angetreten waren.

Kersten verharrte einen Moment und blickte über die Steppe. Der Russe neben ihm blieb gleichfalls stehen. Der Gefreite sah die Kameraden über die Steppe hasten, wo weiter nördlich noch einzelne Gegner in ihren Schneelöchern lagen.

Er ging weiter, der Russe blieb an seiner Seite. Er war einen Kopf kleiner als Kersten und etliche Jahre älter. Und so etwas war also ein Feind!

Als sie den Bahndamm erreichten, setzte vom Dorf jenseits des Dammes rasendes Gewehrfeuer ein. Der 3. Zug, der sich in Höhe der beiden Heuhaufen befand, wurde in der rechten Flanke von diesem verheerenden Beschuß erfaßt.

Kersten sah einen nach dem anderen in den Schnee sinken. Die Schreie der Getroffenen drangen über die Steppe. Der Tod hielt eine furchtbare Ernte.

Einige der Jäger, die am Bahndamm kauerten, liefen auf die Schneefläche, um den Verwundeten zu Hilfe zu eilen. Doch sobald sie in das Schußfeld der feindlichen Scharfschützen im Dorf kamen, wurden sie von einer Kugel niedergestreckt.

Die anderen hockten am Bahndamm und mußten dem blutigen Gemetzel tatenlos zusehen. Ununterbrochen schlug das Schicksal zu. Das Glück, das ihnen bis vor wenigen Minuten noch hold gewesen war, hatte sie nun verlassen.

Es war grauenhaft für Kersten, zusehen zu müssen, wie die Kameraden qualvoll mit dem Tod rangen und sich in ihrem

Blut im Schnee wälzten. Dort kroch einer der Jäger vom 3. Zug mit zerschossenen Beinen, eine hellrote Blutspur hinter sich herziehend, durch den Schnee und versuchte vergeblich, den Scharfschützen zu entrinne. Er rief immer wieder:

»Helft mir doch, helft mir doch!«

Bis dann die Scharfschützen sein Leben auslöschten. Von Kugeln durchbohrt, blieb er tot liegen.

Nur wenige kamen mit dem Leben davon. Viele lagen weiter draußen in der Steppe. Sie rangen mit dem Tod und verbluteten langsam. Der Strom ihres Lebens floß dahin und tränkte weithin sichtbar die schneebedeckte Steppe.

Um wenigstens etwas zu tun, um diesem zermürbenden Nicht-helfen-Können zu entrinne, robbte Kersten den Bahndamm hinauf und versuchte, die feindlichen Schützen, die in den Dachluken der Katen lagen, unschädlich zu machen. Doch kaum daß er den Kopf über die Schienen hob, peitschte ein Schuß herüber und verfehlte nur knapp sein Ziel.

Hauptmann Bleichwitz war einer der wenigen, die den Mut hatten, auch das Unmögliche zu versuchen, um den Männern auf der deckungslosen Steppe Entlastung zu bringen.

Es gelang ihm sogar, einen Scharfschützen ausfindig zu machen. Mit hochrotem Kopf schaute er zu Kersten herüber, und seine blauen Augen funkelten wild hinter seiner goldenen Brille.

»Wir müssen ihnen helfen!« schrie er mit überschnappender Stimme.

Dann winkte er Pfeifer, der mit seinem Zielfernrohr neben Kersten lag, zu sich heran und hieß ihn in Stellung gehen. Er sprach das Ziel an. Kersten sah in banger Ahnung zu. Sein Herz zitterte um den blassen, blonden Jungen mit dem Kindergesicht. Vorsichtig schob sich Pfeifer über die Böschung des Bahndammes, brachte sein Gewehr in Stellung.

Noch bevor er einen Schuß abgeben konnte, knallte es vom Dorf herüber. Pfeifer sackte zusammen. Ein kurzes Zucken

bewegte seinen Körper.

Mit einem Satz war Kersten heran, zog ihn an den Beinen herunter. Der Stahlhelm rutschte dem Toten vom Kopf, rollte den Bahndamm hinunter. Zwischen den Augen, die immer so traurig und erschrocken dreingeblickt hatten, war der Einschuß. Ein winziges Loch nur und doch groß genug, um einen Menschen für immer auszulöschen.

Mit seinen aufgerissenen blauen Augen starrte Pfeifer an Kersten vorbei ins Leere. Und mit seinem gebrochenen Blick zerbrach auch etwas in Kersten.

Noch bevor der tote Pfeifer kalt war, raffte die Kugel eines Scharfschützen fast an der gleichen Stelle den Gefreiten Fischer hinweg. Erst jetzt begriff Hauptmann Bleichwitz, daß das Ganze sinnlos war.

Der blutige Kampf ging weiter. Die Toten lagen wie herrenloses Strandgut herum. Nicht einmal die Erkennungsmarken oder die Soldbücher konnte man ihnen abnehmen.

Der Gefreite Fischer, der kurz nach Pfeifer fiel, lag am Fuß des Bahndamms und reckte seine rechte Hand hoch. Der schmale goldene Reif am Ringfinger schimmerte matt. Kersten rutschte den Damm hinunter und zog ihm den Ring von den steifen Fingern.

Frierend kauerte er dann mit dem Obergefreiten Link am Bahndamm. Er blickte ihn von der Seite an und sah, wie sein kleiner, schwarzer Schnurrbart vor Kälte und Erregung zitterte. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, und in seinem eingefallenen Gesicht stand das Grauen dieser Stunde. Der gnadenlose Kampf hatte auch ihn gezeichnet.

Das Geräusch durch den Schnee gehender Menschen ließ Kersten aufhorchen. Gedämpfte Stimmen drangen von jenseits des Bahndamms herüber.

Russen!

Kersten ergriff eine MPi, die er vorhin, während er mit dem

Gefangenen zum Bahndamm zurückging, gefunden hatte, und hastete den Damm hinauf.

Unten, auf der anderen Seite, stand eine Gruppe von zwanzig Russen, zum Angriff bereit.

Link tauchte wie ein Schatten neben Kersten auf. Die Rotarmisten waren völlig verblüfft, als über ihnen die Mündungsflammen aufzuckten. Einigen gelang die Flucht, die anderen waren in den Schnee gesunken.

Als die ersten Schüsse aus dem Dorf herüberpeitschten lagen Kersten und Link wieder in Deckung.

Der Tod hatte erneut eine schreckliche Ernte gehalten.

Leutnant Schmidt hatten sie mit einem Kopfschuß vorbeigetragen, und es war kaum anzunehmen, daß er durchkommen würde. Sepp Welsch schlepten sie mit einem Bauchschuß vorbei.

Kersten war an die Trage getreten und hatte ihm die Hand gedrückt. Es wurde ein Abschied für immer.

Und noch einen brachten sie an: Lothar Burger, den sie den »Professor« genannt hatten. Sein Körper mußte von unzähligen Kugeln durchsiebt worden sein.

Kersten konnte es nicht mehr sehen und schloß die Augen, als sie den Kameraden vorbeitrugen. Also auch er!

Von seiner Gruppe waren nur noch Wanta und Bingel am Leben, die irgendwo weiter hinten am Bahndamm im Schnee kauerten.

Es war am späten Nachmittag des gleichen Tages. Die Stille eines Grabfeldes lag über dem Windmühlendorf am Bahndamm und der Steppe. Kersten hockte mit Link frierend im Schnee, umgeben von trügerischer Ruhe, die sich nach dem erbitterten Gefecht über das Schneefeld gesenkt hatte.

Schon vor Tagen hatten sie geglaubt, sie seien am Ende. Nun erkannten sie, daß es wahrscheinlich nur ein Ende gab: den Tod. Jene, die erstarrt, ausgelöscht, mit steifen Gliedern in

jenen Schlaf gesunken waren, aus dem es kein Erwachen mehr gab, hatten es erreicht.

Kersten döste apathisch vor sich hin. Kälte, Hunger und die körperliche und seelische Erschöpfung spürte er nur noch im Unterbewußtsein. Ab und zu hob er lauschend den Kopf, horchte nach der anderen Seite des Bahndamms. Da, was war das? Das Gebrumm von schweren Motoren in der Ferne riß ihn hoch.

Panzer! Das Wort stand unausgesprochen drohend im Raum.

Der Gruppenführer blickte Link mit zusammengekniffenen Augen an. Dessen Gesicht mit dem kleinen Bart über der Oberlippe verzerrte sich zu einer Grimasse. Kersten horchte angestrengt, startete in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Wo die Steppe endete und kahles Gebüsch begann, das sich düster von der Schneedecke abhob, krachte es im Unterholz. Das Motorengeräusch wurde lauter. Es waren etwa sechshundert Meter bis dorthin.

»Panzer!« flüsterte Link. Er hatte es ausgesprochen wie eine tödliche Bedrohung. Sein Gesicht wurde noch blasser.

Kerstens Hände zitterten. Er nahm das Glas an die Augen. Aus dem Wald schob sich eines der stählernen Ungetüme geräuschvoll hervor. Noch zwei weitere Panzer brachen krachend aus dem Gehölz.

Sie hielten am Waldrand, die Luks wurden geöffnet. Kersten sah alles überdeutlich: den schmutzigweißen Tarnanstrich, die langen Rohre der Kanonen, die Gestalten im geöffneten Luk.

Die Kommandanten spähten jetzt mit ihren Feldstechern zum Bahndamm hinüber. Es waren Sekunden unerhörter Spannung, und Kersten mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, damit seine Hände nicht zitterten und er das Glas ruhig zu halten vermochte.

Jetzt heulten die Motoren in dröhnendem Gesang auf, die Stahlkolosse fuhren im Schritt aus dem Gehölz auf die Steppe und nahmen Richtung auf die beiden Heuhaufen.

Ihre breiten Ketten mahlten scheppernd im Schnee, schleuderten Schneewolken hinter sich empor; knallend lärmten Fehlzündungen der Motoren durch die frostige Luft.

Nach wenigen Metern stoppten sie abermals. Ein heftiger Knall zerriß jäh die Stille und peitschte über die Steppe. Wenige Meter über Kersten riß die Detonation ein Loch in den Bahndamm. Schnee und hartgefrorene Erdklumpen wurden gegen den Himmel geschleudert, Metallsplitter sausten mit gefährlichem Singen umher. Sie preßten ihre Leiber in den Schnee und wünschten, die Erde würde sich auftun, um sie aufzunehmen, lagen sie doch ohne jegliche Deckung in dem mörderischen Feuer.

Kersten nahm seinen Feldstecher wieder hoch und blickte zu den abwechselnd feuernden Panzern hinüber, die jetzt rund hundert Meter vor der düsteren Kulisse des Waldes auf der Steppe standen. Es waren Sturmgeschütze!

Da, was war das? Kerstens Herzschlag stockte. Für einige Sekunden erkannte er die schwarzen Balkenkreuze, die auf dem weißen Tarnanstrich nur noch schwach zu erkennen waren.

»Deutsche Sturmgeschütze!« rief er wie von Sinnen Link zu.

Die Sturmgeschütze feuerten wieder. Kersten war halb taub von den peitschenden Detonationen, die wie Hammerschläge die Erde über ihnen zerfetzten. In fieberhafter Eile kramte er seine Leuchtpistole hervor, nahm eine Patrone »Sternbündel weiß« und feuerte sie in die Luft.

Das Leuchtzeichen war willkürlich gewählt, aber es gab keine andere Möglichkeit, um sich zu erkennen zu geben. Die Patrone stieg hoch in den Himmel, zerstob in kleine Sterne, die sich verloren wieder zur Erde senkten.

Sekunden des Wartens verstrichen. Das Luk des mittleren Sturmgeschützes öffnete sich. Kersten sah durch das Glas, wie der Mann im Luk eine Pistole in die Luft abfeuerte. Sekunden später stieg drüben über der Steppe ein Leuchtzeichen in den

grauen Himmel, fielen auch dort kleine, silberne Sterne nieder.

Man hatte sie erkannt!

Kersten und Link sprangen auf, schwenkten ihre MPi und ruderten aufgeregt mit den Armen in der Luft herum.

Die Sturmgeschütze rollten weiter über das Schneefeld und hielten unweit des Bahndammes. Die Kommandanten standen im offenen Luk und winkten zu Kersten hinüber. Er lief mit Link hin und begrüßte die Panzermänner freudig. Ein Oberleutnant stand im offenen Luk des mittleren Sturmgeschützes. Kersten sprach mit ihm und berichtete, was sich hier ereignet hatte. Aus dem Dorf fiel während dieser Zeit kein einziger Schuß. Die russischen Scharfschützen wußten wohl, was ihnen jetzt blühen konnte.

Kersten bat den Oberleutnant, die Verwundeten wegzuschaffen. Der war nicht eben begeistert von der Sache. Schließlich mußte er mit seinen drei Geschützen durch feindbesetztes Gelände fahren, um die eigenen Linien wieder zu erreichen. Und die Verwundeten waren bei solch einer Fahrt ein großes Hindernis.

»Aber wir können sie doch nicht hier verrecken lassen«, sagte Kersten aufgebracht, als der Oberleutnant Bedenken erhob.

»Natürlich werden wir sie mitnehmen«, sagte der Offizier mit einer resignierenden Handbewegung.

»Wer führt die Einheit?« fragte er dann.

»Hauptmann Bleichwitz. Die Kompanie führt Leutnant Magdorf. Aber ich weiß nicht, wo sich die beiden jetzt aufhalten. Ich führe die Gruppe hier.«

Der Oberleutnant nickte. Seine nächsten Worte trafen Kersten und die anderen in seiner Nähe wie ein Schlag:

»Ich bringe den Befehl des Generals der Kampfgruppe, das Dorf hier sofort zu nehmen. Holen Sie alle verfügbaren Leute herbei, damit sofort zum Angriff angetreten werden kann. Wir werden Sie dabei mit den Sturmgeschützen unterstützen.«

Kersten stand da wie versteinert und rührte sich nicht. Sie sollten das Dorf angreifen...?

»Na, machen Sie schon, wir haben keine Zeit, hier stundenlang herumzustehen!« rief der Oberleutnant ungehalten. »Holen Sie sofort den Bataillonskommandeur oder einen anderen Offizier des Bataillons.«

Es war nicht mehr nötig, denn in diesem Moment tauchte Leutnant Magdorf auf.

Unterdessen bargen die Jäger die Verletzten. Kersten beteiligte sich mit Link an der Aktion.

Aus der Nähe der beiden Heuhaufen drang leises Wimmern. Kersten verhielt einen Moment, um dann in der Richtung, aus der das Stöhnen kam, weiterzugehen.

Es war der Gefreite Rick aus der 1. Gruppe des 3. Zuges. Mit stumpfem Blick starrte er Kersten ängstlich an. Als er den Kameraden erkannte, schwand der Ausdruck der Angst aus seinem Gesicht und wich einer vagen Hoffnung.

»Laß mich nicht liegen!« flehte er.

Kersten beugte sich zu dem Verwundeten hinab, versuchte, ihn hochzuheben, doch ein entsetzlicher Schmerzensschrei hielt ihn zurück. Vorsichtig untersuchte er die Wunde. Hodenschuß!

Beruhigend strich Kersten dem Schwerverwundeten über die Stirn, auf der Strähnen seines blondes Haares hingen.

»Keine Angst, wir holen dich raus. Die Sturmgeschütze werden dich mitnehmen.«

Sie fanden noch manchen, und jedem gaben sie das Versprechen, ihn nicht im Stich zu lassen.

Am Sturmgeschütz lehnte Magdorf die Durchführung des Angriffsbefehls ab. Zudem fühlte er sich nicht als kompetent.

Endlich erschien Hauptmann Bleichwitz. Er kam mit rudernden Armbewegungen heran.

Kersten, der mit Bingel inzwischen wieder zurückgekommen war, erkannte sofort, daß er erregt war. Er hörte sich an, was

der Oberleutnant ihm zu sagen hatte, dann schrie er:

»Sehen Sie sich diesen Haufen einmal genau an, Herr Oberleutnant. Halb verhungert, zerlumpt, zerschlagen. Das ist mein Bataillon. Heute morgen waren es noch über vierhundert voll einsatzfähiger Männer. Jetzt sind es keine Hundert mehr. Seit Tagen sind wir ohne Verpflegung. Allein die 11. Kompanie hat heute über zwanzig Tote und dreißig Verwundete an Ausfällen.«

Bleichwitz machte eine Pause. Er hatte gebrüllt, als wollte er aller Welt kundtun, was man mit seinem Bataillon angestellt hatte.

Nachdem der Oberleutnant der Sturmgeschütze seine Fassung wiedergefunden hatte, legte er seine rechte Hand an die Kopfbedeckung und sagte mit monotoner Stimme:

»Ich habe den persönlichen Auftrag von Herrn General, Ihnen diesen Befehl zu überbringen.«

Hauptmann Bleichwitz, der mit hängenden Armen dastand, reckte sich und polterte los:

»Sagen Sie Ihrem General daß ich nicht angreife.«

Es entstand eine peinliche Stille, dann fuhr der Hauptmann fort:

»Sie haben doch Funkverbindung mit der Division. Geben Sie folgenden Funkspruch durch:

»Bataillon seit Tagen ohne Verpflegung und ausreichende Munition, schwerste Verluste und daher nicht mehr einsatzbereit.«

Der Oberleutnant legte erneut die Hand an die Kopfbedeckung:

»Zu Befehl, Herr Hauptmann.«

Damit war das Schicksal des Bataillons für diesen Tag entschieden.

Hauptmann Bleichwitz stapfte schweren Schrittes zurück, die Sturmgeschütze übergaben einige Kisten Munition und alle Verpflegung, die sie entbehren konnten.

Die Jäger luden die verwundeten Kameraden inzwischen auf die Sturmgeschütze und standen wie verloren da, als die Stahlkolosse über die Steppe rollten und dann im Gehölz verschwanden. Der Motorenlärm wurde ferner, dann war nichts mehr zu hören. Nur der Eiswind zerrte am Gesträuch.

Die Dämmerung sank über das Land zwischen Luga und Nowgorod. Völlig unerwartet erreichte Kersten der Befehl: Absetzen bis zum westlichen Waldrand.

Ausgebrannt stapften sie zurück. Link, Wanta, Bingel und die anderen Jäger der Kompanie, die der Tod bisher verschont hatte.

Sie gaben nun all das kampfflos preis, was sie mit Strömen von Blut verteidigt hatten – ein Stück schneebedeckter Steppe.

Verbissen buddelten sie sich in den Schnee und bezogen Stellung am Waldrand, fünfhundert Meter westlich des Windmühlendorfes.

Goretzkis Zug lag nahe am Bahndamm. Kersten bekam den Damm als Gruppenabschnitt zugewiesen.

Dämmriges Licht lag über der Steppe. Die Katen im Dorf waren kaum noch zu erkennen. Bingel lag mit dem MG auf dem Bahndamm. Kersten blickte über die Steppe, und plötzlich stutzte er.

Schemenhafte Gestalten huschten, vom Dorf kommend, über die Schneefläche.

Kersten sprang den Damm hoch zum MG, schob Bingel beiseite, warf sich hinter die Waffe.

Garben hämmerten durch die Dämmerung, verscheuchten den Spuk der dunklen Gestalten und verhallten in der Weite der Steppe.

Dann herrschte wieder Ruhe. Nur das Rascheln des Nachtwindes im Gestrüpp der blätterlosen Sträucher und Bäume war zu hören.

Erst jetzt, als der stärkere Nachtfrost einsetzte, die Ruhe in

ihre Leiber zurückkehrte, die aufgepeitschten Nerven sich wieder beruhigten, empfanden sie wieder die verfluchte Kälte. Eng drängten sie ihre Leiber aneinander, um wenigstens etwas Wärme zu erhalten. Der Frost war aber stärker. Er fraß sich bis ins Innerste.

Kersten fror nicht nur wegen der grimmigen Kälte, sondern auch von innen heraus.

Das Feuer seines Willens, dies alles zu überleben, drohte zu erlöschen. In seinem Kopf bohrte der Gedanke: Schluß mit dieser Qual. Seine Hand umspannte den kalten Stahl seiner Pistole, zog sie aus der Tasche der Tarnjacke hervor ... Doch dann steckte er sie mit einer heftigen Bewegung wieder weg. Nein! Nicht so! Wenn schon, dann genauso wie der kleine Pfeifer, wie Zander, Fischer... Vielleicht war es aber auch die Angst, eine Entscheidung zu fällen, die ein anderer zu treffen hatte und die vielleicht die Rettung bedeuten würde.

Es war heller Tag geworden. Die Front lag erstarrt da. Mühsam öffnete Kersten die Büchse mit Rindfleisch, die ihnen die Sturmgeschütze überlassen hatten. Das Fleisch war hart wie die gefrorene Erde. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, doch gefrorenes Fleisch verträgt der beste Magen nicht.

Trotzdem biß er ein Stück von dem harten Klumpen ab. Der quälende Hunger gewann schnell die Oberhand. Mit Bingel und Wanta teilte er die Ration. Sie schlangen das gefrorene Fleisch und das Brot hinunter. Der Hunger konnte aus einem Menschen einen reißenden Wolf machen.

Wenig später saß Kersten bei Goretzki, Oberjäger Kunze und dem Melder Grabow. Schweigend hockten sie beieinander. In den Gesichtern stand die Hoffnungslosigkeit.

Mit steifen Händen kramte Kunze aus der Kartentasche eine Zigarette hervor.

Er sah Kersten einen Moment an, brach die Zigarette wortlos in zwei Teile und reichte ihm die eine Hälfte. Mit zitternden Fingern gab er ihm Feuer. Gierig sog Kersten den Rauch in

seine Lungen, Schwindel erfaßte ihn, sein Körper wurde leicht, und er dachte, daß es gut sei, jetzt für immer einzuschlafen, um sich aus dieser Hölle hier wegzustehlen.

»Das halten wir nur noch einige Tage aus«, brach Kunze das Schweigen.

»Dann werden unsere Knochen hier irgendwo in der Steppe modern – oder der Iwan schnappt uns. Das bedeutet Sibirien«, murmelte Grabow.

Kersten blies den Rauch in die Luft, der vom Morgenwind hinweggetragen wurde. »Wir müssen durchhalten«, sagte er.

»Wir haben keine andere Wahl... oder wir gehen vor die Hunde.«

Die Worte fielen schwer in die Stille des Morgens. Es war, als ob Kunze ihre eigene Grabrede gehalten hätte.

Goretzki saß schweigend abseits. Kersten sah, wie sein Körper von Schauern hin und her geschüttelt wurde. Plötzlich sprang er auf und stammelte:

»Ich kann nicht mehr, ich muß mich bewegen, ich gehe zum Kompaniegefechtsstand.«

Wie gehetzt hastete er davon, verschwand mit dem Melder Grabow im Unterholz.

Goretzki war noch nicht lange weg, da glaubte Kersten im Osten, jenseits des Windmühlendorfes, ein leises Brummen zu hören.

Angestrengt lauschte er in den Wind, der das Geräusch herübertrug.

Noch bevor Kersten sich schlüssig darüber wurde, ob es wirklich Motorengeräusche seien, brach die Hölle los. Rasendes Trommelfeuer hagelte auf den Waldrand nieder, gerade dort, wo sie ihre Stellungen hatten. Die Feuertürme der Detonationen rasten in den grauen Himmel; Bäume, Erde und Schnee wirbelten empor.

Wenige Meter von der Stelle, wo Kersten mit Kunze auf einem vom Wind gefällten Baumstamm hockte, schlug eine

Granate schweren Kalibers krachend in den Wald. Holz splitterte, Erdbrocken wirbelten durch die Luft, sausten über ihre Köpfe hinweg.

Sie waren sofort in Deckung gegangen, preßten die Leiber in den Schnee, bargen die Köpfe hinter dem Baumstamm, um Schutz vor dem Hagel der umhersausenden Splitter zu suchen. Wehrlos dem Zufall ausgeliefert, lagen sie in der Feuerwalze der russischen Artillerie. Die Erde stöhnte, die Detonationen zerrissen mit infernalischem Knall alles: Gedanken, Leiber, Gerät, Wald und Erde. Und es gab nichts in diesen langen Minuten, was ihnen hätte Halt geben können.

Der Feuerüberfall dauerte nur zwanzig Minuten. Zwanzig mal sechzig Sekunden. Eintausendzweihundert Herzschläge voller tödlicher Angst. Eine endlose Zeitspanne!

Als es vorüber war, sprang Kersten hoch und rannte die wenigen Schritte bis zum MG seiner Gruppe.

Es stand verlassen da. Bingel und Wanta waren verschwunden. Mit einer schnellen Wendung drehte Kersten seinen Körper herum und sah den Waldrand entlang, wo die letzten Soldaten im Dickicht untertauchten.

Er stand einige Sekunden lang da wie ein in die Erde gerammter Pfahl. Das vor Beginn des Trommelfeuers vom Wind herübergetragene Motorengeräusch schwoll zu einem mächtigen Orkan an. Sieben russische T 34, vollgepfropft mit Infanterie, brummen entlang des Bahndammes auf den Waldrand zu, noch etwa hundert Meter von Kersten entfernt.

Mit einigen hastigen Bewegungen nahm Kersten das Schloß aus dem MG, warf es in hohem Bogen weit weg in den Schnee.

Panzergranaten zischten dicht über ihn hinweg, kriechten mit hartem Knall wenige Meter hinter ihm im Unterholz.

Der erste Panzer war dicht herangekommen. Kersten hörte bereits das Knacken und Brechen des Niederwaldes. Er hatte keine Panzerfaust, keine Pak, keine Hafthohlladung oder Mine, nicht einmal eine Handgranate. Mit dem lächerlichen MG war

er gegen die Panzer machtlos, und auch mit seiner Russen-MPI könnte er die Panzerung nicht einmal anritzen.

Das aufgeregte Geschrei der Rotarmisten drang an sein Ohr. Erneut bellten Panzerkanonen, Granaten krepitierten krachend im Wald.

Von panischer Angst getrieben, rannte Kersten ins Unterholz.

Zweige und Äste peitschten sein Gesicht, Dornbüsche zerrissen seine Hände, er stolperte, fiel hin, sprang wieder auf und hastete weiter. Sein Herz trommelte wild gegen seine Rippen, seine Lungen bebten, und die Angst, von einer Panzergranate zerfetzt im Wald einen qualvollen Tod sterben zu müssen, wühlte hinter seiner Stirn.

Erschöpft verhielt er einen Augenblick, um seine Gedanken zu ordnen und zu überlegen, was nun zu tun sei. Es war ja sinnlos, einfach weiterzulaufen, ohne zu wissen, wohin. Frische Spuren im Schnee führten ihn zu einem schmalen Pfad, der auf einer Lichtung endete.

Kerstens Schritt stockte. Zwanzig Männer hockten auf Baumstämmen und starrten erschöpft vor sich hin. Sie waren am Ende.

Sie blickten erschrocken auf, als sie Kersten gewahrten. Nur wenige besaßen noch Waffen. Die meisten MG waren verloren. Sie saßen apathisch und zugleich ratlos da und warteten darauf, daß einer unter ihnen wäre, der sie führen würde, der stärker war als sie. Einige der Soldaten rafften sich auf, erhoben sich und wollten ihre Flucht nach Westen fortsetzen.

Kersten wußte nicht, woher er die Kraft nahm, denn er war genauso am Ende wie sie alle. Es fiel ihn plötzlich an und gewann Gewalt über ihn.

Da saß der Oberjäger vom 1. Zug und weinte lautlos vor sich hin. Dort der Feldwebel vom 3. Zug, apathisch, am Ende – und Kersten, der Gefreite, schrie:

»Es ist sinnlos, einfach weiter nach Westen zu laufen. Wir

wissen nicht einmal, wo und wie die Front genau verläuft. Wir müssen überlegen, wohin wir gehen. Wir müssen so vorgehen, daß wir in keinen Hinterhalt rennen. Ich werde die Führung übernehmen, und dann werden wir uns einigermaßen vernünftig absetzen.«

Sie standen unbeweglich da, stimmten nicht zu, es erhob sich aber auch kein Widerspruch.

Kersten setzte sich an die Spitze und folgte dem schmalen Pfad, der von der Lichtung weg nach Westen führte.

Die lange Reihe der zerlumpten Gestalten folgte seiner Spur.

Von Zeit zu Zeit verhielt er schwer atmend, denn der Marsch war qualvoll in dem meterhohen Schnee; dazu hatte er die Spur zu treten.

Hin und wieder, wenn der Wald sich lichtete, suchte Kersten mit dem Glas das Gelände ab. Wenn er nichts Verdächtiges wahrgenommen hatte, ging er weiter.

Nach Stunden lichtete sich der Wald und mündete mit seinen Ausläufern bis an das Ufer eines Flusses. Es war die Luga. Schweigend hob Kersten die Hand und verharrte. Die Jäger sanken müde in den Schnee, blieben erschöpft liegen. Er ging näher an das Steilufer des Flusses heran, um einen Blick auf das jenseitige Ufer zu werfen. Drüben erkannte er ausgehobene Gräben, darin Gestalten mit weißen Stahlhelmen. Kersten nahm das Glas, seine Hände zitterten, es mußte sich nun entscheiden, ob drüben Feind oder Freund wartete.

Es waren deutsche Soldaten! Kersten wandte sich zu den im Schnee kauern den Kameraden und rief:

»Wir haben es geschafft, da drüben sind Deutsche!«

Dann lief er weiter, kletterte die Böschung hinunter und winkte den Kameraden auf dem jenseitigen Ufer zu.

Aber es kam kein Zeichen von drüben. Kersten blickte beklommen durch sein Glas, um festzustellen, ob er nicht einem verhängnisvollen Irrtum zum Opfer gefallen sei. Die Soldaten drüben lagen mit schußbereiten Waffen in ihrer

Stellung. Einer von ihnen spähte ebenfalls mit dem Feldstecher herüber.

Erneut winkte Kersten mit beiden Armen und rief, so laut er konnte:

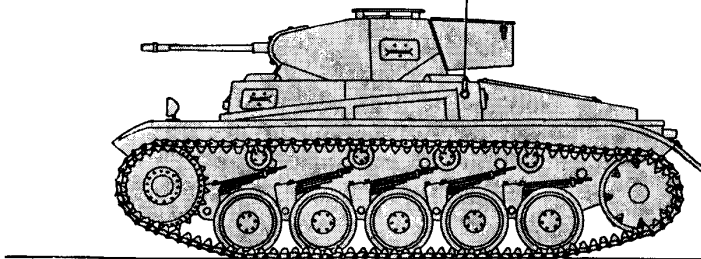
»Hier sind Deutsche!«

Jetzt erst kamen von drüben Zeichen des Erkennens. In langer Reihe zogen sie über den zugefrorenen Fluß zum anderen Ufer.

Das Scheusal Krieg hatte sie noch einmal ausgespien – aber was wartete nun auf sie?

ENDE

Panzerkampfwagen II



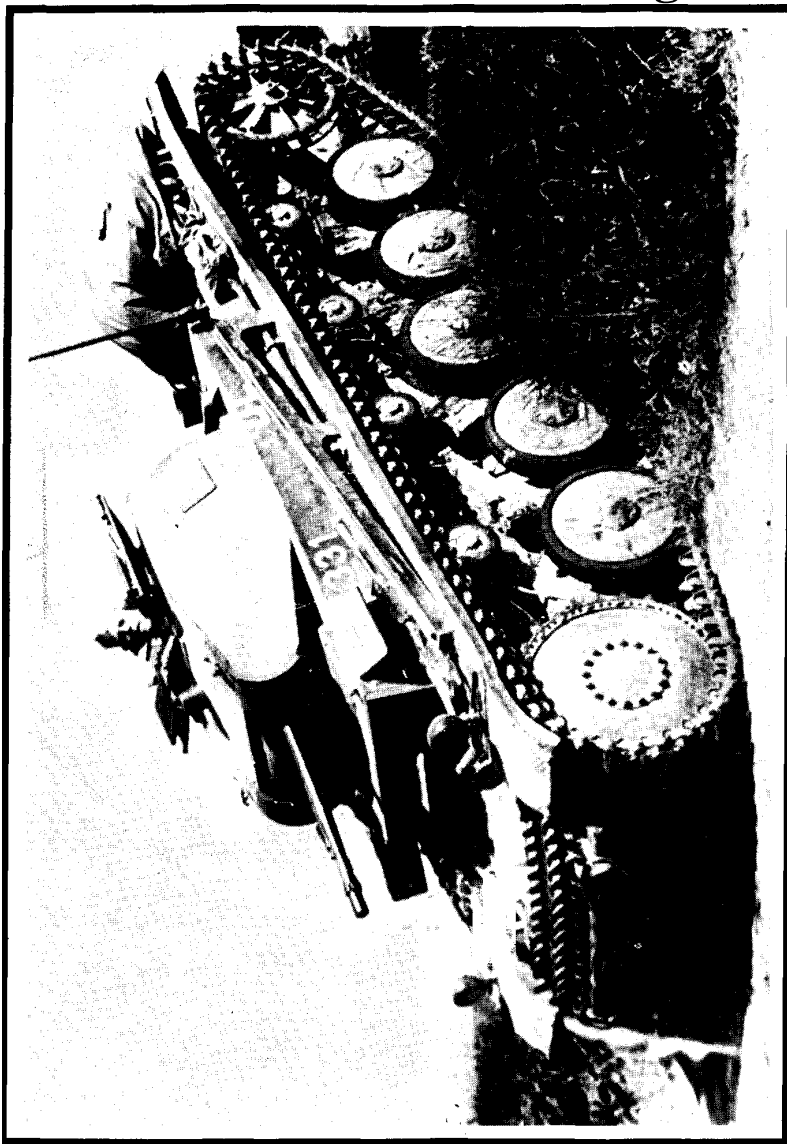
Der Panzerkampfwagen II – bei der Truppe P II genannt – trug die Spezialbezeichnung Sonderkraftfahrzeug (Sd.Kfz.) 121. Die Ausführungen A und B besaßen sechs Laufrollen an Tragbalken, alle anderen Versionen deren fünf an Blattfedern. Die Ausführungen D und E hatten vier große Laufräder an Drehstabfedern und eine verstärkte Panzerung. Die Wagen trugen einen rechtsliegenden, kantigen Turm mit einer 2-cm-Kampfwagenkanone und hatten ein MG in Walzenblende an Bord. Es handelte sich bei den P-II-Panzern um verhältnismäßig leichte, indessen aber robuste Fahrzeuge, die später nur noch zur Aufklärung verwendet wurden. Die Fahrgestelle wurden in den folgenden Kriegsjahren als Träger für andere Waffensysteme benutzt. Die Panzer fanden bei den Panzerregimentern bis 1941 als Aufklärungspanzer Verwendung.

Technische Daten

(Panzer II, Ausf. D)

Gefechtsgewicht:	10t
Höchstgeschwindigkeit (Straße):	55km/h
Kraftstoffverbrauch auf 100 km (Straße):	100 l
Länge:	4,64m
Breite:	2,24m
Höhe:	2,02m
PS:	140
Panzerung:	30mm
Besatzung:	3 Mann
Kettenbreite:	30cm
Bodenfreiheit:	29cm
Geschütz:	2-cm-KwK 30 oder 38
Mündungsgeschwindigkeit (Pz.-Granate):	800 – 990 m/s

Deutsche Panzerfahrzeuge



Panzerkampfwagen II